

MASTERARBEIT | MASTER'S THESIS

Titel | Title

Der Diskurs um ableistische Sprache aus der Sicht von
Menschen mit Behinderungen. Eine qualitative
soziolinguistische Untersuchung

verfasst von | submitted by
Johanna Ringhofer BEd

angestrebter akademischer Grad | in partial fulfilment of the requirements for the degree of
Master of Education (MEd)

Wien | Vienna, 2026

Studienkennzahl lt. Studienblatt | Degree
programme code as it appears on the
student record sheet:

UA 199 506 510 02

Studienrichtung lt. Studienblatt | Degree
programme as it appears on the student
record sheet:

Masterstudium Lehramt Sek (AB) Unterrichtsfach
Deutsch Unterrichtsfach Geographie und
wirtschaftliche Bildung

Betreut von | Supervisor:

Mag. Dr. Manfred Michael Glauningner Privatdoz.

Inhaltsverzeichnis

Danksagung	3
1 Einleitung	4
1.1 Forschungsinteresse / Untersuchungsgegenstand	4
1.2 Problemstellung, Ziel und Aufbau der Arbeit	5
1.3 Forschungsstand	6
1.4 Forschungsfragen	8
2 Theoretischer Rahmen	8
2.1 Kritische Soziolinguistik	8
2.2 Spracherleben	10
2.2.1 Die leibliche Dimension	11
2.2.2 Die emotionale Dimension	12
2.2.3 Die historisch-politische Dimension	13
2.3 Sprachbiografie	14
3 Diskussion zentraler Begriffe des Themenfeldes „Behinderung“	15
3.1 Behinderung	15
3.1.1 Modelle von Behinderung	16
3.1.2 Arten von Behinderung	20
3.2 Ableismus und ableistischer Sprachgebrauch	23
3.3 Disability Studies	27
4 Historische Reflexion des (sprachlichen) Umgangs mit Behinderungen	28
4.1 Antike	29
4.2 Mittelalter	29
4.3 Industrielle Revolution	30
4.4 Erster Weltkrieg	30
4.5 Zweiter Weltkrieg	31
4.6 Nachkriegszeit	33
5 Gesetzliche Regelungen zu Rechten von Menschen mit Behinderungen	35
5.1 UN-Behindertenrechtskonvention	35
5.2 Umsetzung in Österreich	39
5.3 Lücken der Umsetzung in Österreich	39
6 Behinderung und Sprache	41
6.1 Die Macht der Worte	43
6.2 Reclaiming diskriminierender Begriffe	44
7 Empirischer Teil	45

7.1 Qualitative Forschung.....	46
7.2 Episodisches Interview	47
7.2.1 Gewährspersonen	48
7.2.2 Aufbau der Interviews.....	48
7.3 Transkription.....	49
7.4 Qualitative Inhaltsanalyse.....	50
7.5 Ergebnisse	51
7.5.1 Verbote und Gebote	52
7.5.2 Spracherleben.....	53
7.5.3 Behinderung als neutraler Begriff.....	60
7.5.4 Euphemismen.....	63
7.5.5 Bevorzugte Anreden	68
7.5.6 Pejorativa	74
7.5.7 Feste Wortverbindungen.....	78
7.5.8 Schlüsselerlebnisse	79
8 Fazit.....	83
8.1 Beantwortung der Forschungsfragen.....	83
8.2 Limitationen und mögliche Anschlussforschungen.....	86
9 Literaturverzeichnis	88
10 Anhang.....	94
10.1 Interviewleitfaden	94
10.2 Transkriptionen der Interviews.....	95
10.2.1 Carolina.....	95
10.2.2 Klara.....	108
10.2.3 Max	123
10.2.4 Thea.....	134
10.3 Zustimmungserklärung	142
10.4 Abstract.....	143

Danksagung

Diese Masterarbeit wäre ohne das Zutun und die Unterstützung bestimmter Personen nicht in dieser Form möglich gewesen. Daher möchte ich an dieser Stelle einigen Menschen meinen Dank aussprechen.

Beginnen möchte ich mit meinen vier Interviewpartner:innen. Danke für die interessanten, berührenden und offenen Gespräche. Für mich persönlich war jedes einzelne Interview bereichernd. Ich danke euch dafür, dass ich an euren Erlebnissen und Einstellungen teilhaben durfte und ihr meinen Horizont durch eure Worte und Erzählungen erweitert habt. Die Gespräche mit euch haben mich in meiner Überzeugung bestärkt, dass das Thema dieser Arbeit relevant und bedeutsam ist.

Ein weiterer großer Dank gilt meinem Betreuer Mag. Dr. Manfred Glauninger. Seine beständige Unterstützung, seine wertvollen Anregungen sowie seine Geduld und sein Verständnis haben maßgeblich zum Gelingen dieser Arbeit beigetragen.

Abschließend möchte ich mich bei meiner Familie, meinem Partner und meinen Freunden von Herzen bedanken. Durch ihre Ermutigung und ihren Rückhalt haben sie mich sowohl beim Verfassen meiner Masterarbeit als auch in meiner gesamten Studienlaufbahn bestärkt und unterstützt.

1 Einleitung

Die sprachliche Benennung und Darstellung von Personen(gruppen) zeigt unter anderem deren soziale Stellung in der Gesellschaft auf. Ist die Rede von Menschen, die eine Behinderung haben, dann führt der Sprachgebrauch oftmals (unbewusst) dazu, dass diese Personen schlechter gestellt und diskriminiert werden. Die Sprache reflektiert bzw. repräsentiert somit auch ableistische Verhaltensweisen, denen Menschen mit Behinderungen ausgesetzt sind (zum Begriff *Ableismus* s. unten, Kapitel 3.2). Gerade deshalb werden diese Menschen immer noch häufig an den Rand der Gesellschaft gedrängt. Ableistische Verhaltensweisen werden täglich ge- und erlebt und dennoch ist diese Art der Diskriminierung einem Großteil der Gesellschaft nicht geläufig. Das Thema Behinderung wird so stark gesellschaftlich verdrängt, dass viele Personen damit schlichtweg keine Berührungspunkte haben. Das führt dazu, dass Menschen mit einer Behinderung bereits in ihrem Alltag benachteiligt werden – etwa durch mangelnde Barrierefreiheit oder durch einen „besonderen“ Umgang mit ihrer Person. Diese Ausgrenzung spiegelt sich auch im Sprachgebrauch wider. Die Auseinandersetzung mit dieser Problematik im Zuge der vorliegenden Masterarbeit soll ausloten, wie Betroffene ableistische Sprache und vor allem den Diskurs um dieses Phänomen persönlich *erleben* und welche (sprachlichen) Veränderungen sie vor diesem Hintergrund als notwendig und/oder wünschenswert empfinden.

Die Motivation für diese Arbeit resultiert nicht zuletzt aus Erfahrungen im Zusammenhang mit meiner Tätigkeit als persönliche Assistenz von Menschen mit Behinderungen und in dem Wunsch, diese Thematik mehr in die Mitte der Gesellschaft zu rücken.

Es geht nicht nur um die offensichtlich behindertenfeindlichen Sprachverwendungen – etwa “behindert” als Schimpfwort oder in einem abwertenden Kontext zu benutzen –, sondern um die Ausbildung einer generellen Sensibilität für die Macht der Sprache und die Vorstellung von Behinderung, die mit ihr transportiert wird. (Krauthausen / Kulik 2023: 26–27 [Hervorhebung im Original]).

1.1 Forschungsinteresse / Untersuchungsgegenstand

Das Forschungsinteresse respektive den Untersuchungsgegenstand vorliegender Masterarbeit bilden ausgewählte Aspekte des Diskurses um ableistische Sprache. Dabei soll auch definiert werden, was ableistische Sprache ist, um aufzuzeigen, worin die Problematik derselben besteht. Zentral ist hierbei in der Masterarbeit das Ausloten der Sichtweise von Menschen mit Behinderungen, d. h. die *emische* Perspektive auf das Phänomen. Betrachtet wird zudem die Einstellung der Betroffenen zu gewissen einschlägigen Begriffen, die zur Bezeichnung von (Menschen mit) Behinderungen bzw. ihrer Person Verwendung finden. Hier soll u. a. beleuchtet werden, welche Einstellung die Befragten zum Begriff *Behinderung* haben und wie sie Sprachgeboten

und -verboten, die die Bezeichnung ihrer Person regulieren sollen, gegenüberstehen. Dabei soll außerdem der sprachliche Wandel berücksichtigt werden, der rund um das Thema Behinderung in den letzten Jahrzehnten vollzogen wurde.

Schließlich soll untersucht werden, inwieweit in diesem Zusammenhang soziale Inklusion und (der Gebrauch von) Sprache zusammenhängen bzw. wie diese beiden Aspekte einander bedingen.

1.2 Problemstellung, Ziel und Aufbau der Arbeit

Im Rahmen ihrer Auseinandersetzungen mit den Themen Behinderung und Ableismus verweisen exemplarisch James Cherney (2021), Andrea Schöne (2022) sowie Tanja Kollodzieyski (2020) darauf, dass die westliche Kultur nach wie vor tiefgreifend von ableistischem Denken und ableistischen Strukturen durchdrungen ist. Dieser historisch weit zurückreichende Ableismus prägt bis in die Gegenwart das Leben von Menschen mit Behinderungen, etwa indem die Dominanzgesellschaft ihnen entweder mit Mitleid begegnet, sie als Held:innen stilisiert oder indem sie an der gesellschaftlichen Teilhabe – etwa durch räumliche oder strukturelle Barrieren – behindert werden. Er zeigt sich auch in hegemonialen Normalitätsvorstellungen des *gesunden* und *produktiven* Körpers sowie in einer Markierung oder Wahrnehmung von Betroffenen als andersartig. Diese Vorstellungen und Zuschreibungen führen dazu, dass Menschen mit Behinderungen systematisch marginalisiert und bestehende Machtverhältnisse stabilisiert werden. Der gesellschaftlich verankerte Ableismus manifestiert sich nicht zuletzt im Sprachgebrauch: Sprache spiegelt gesellschaftliche Wahrnehmungsmuster und offenbart den Status, den bestimmte Personen(gruppen) innerhalb der Mehrheitsgesellschaft einnehmen.

Im Hinblick auf die Gruppe behinderter Menschen, die als solche genau genommen nicht pauschalisierbar ist, wird Sprache häufig, bewusst oder unbewusst, dazu genutzt, Betroffene herabzusetzen oder als andersartig zu markieren. Vor diesem Hintergrund stellen sich zentrale Fragen. Wie erleben Betroffene diesen sprachlichen Umgang? Welche Haltung nehmen sie gegenüber dem Begriff *Behinderung* ein? Wie stehen sie Maßnahmen für einen nicht ableistischen Sprachgebrauch gegenüber? Diese und weitere Fragen sollen im Zuge der vorliegenden Arbeit erörtert und beantwortet werden.

Die Masterarbeit verfolgt somit das Ziel, die *emischen* Perspektiven und das *Spracherleben* von Menschen mit Behinderungen zu beleuchten. Zu diesem Zweck wurden leitfadengestützte *episodische* Interviews mit vier Personen geführt, für die die Erfahrungen in einer ableistischen Gesellschaft gelebte Realität sind. Bereits im Rahmen der hermeneutischen Literaturarbeit wurde in vorliegender Untersuchung besonderes Augenmerk darauf gelegt, auch Fachliteratur

von Autor:innen mit Behinderung heranzuziehen, um deren spezifische Expertise und Selbstrepräsentation sichtbar zu machen. Damit strebt die Arbeit die Sichtbarmachung und Stärkung der Stimmen von Menschen mit Behinderungen im wissenschaftlichen Diskurs an.

Die vorliegende Arbeit umfasst sowohl einen theoretischen als auch einen empirischen Teil. Im theoretischen Teil wird zunächst der der Untersuchung zugrunde liegende theoretische Rahmen aufgespannt. Anschließend werden zentrale, für das Verständnis der Arbeit wesentliche Begriffe präzisiert und definiert. Darüber hinaus erfolgt eine historische Betrachtung des gesellschaftlichen Umgangs mit Menschen mit Behinderungen, um den begrifflichen und einstellungsbezogenen Hintergrund der Problemstellung kontextualisierend zu beleuchten. Abschließend werden relevante gesetzliche Regelungen zu den Rechten von Menschen mit Behinderungen dargestellt, wobei insbesondere auf die UN-Behindertenrechtskonvention Bezug genommen wird, zu der sich auch Österreich verpflichtet hat.

Der empirische Teil der Arbeit beginnt mit der Darstellung des Forschungsdesigns sowie einer Erläuterung der Methodologie der qualitativen Forschung. Im Anschluss werden ausgewählte Hintergrundinformationen zu den Interviewpartner:innen gegeben und ein Einblick in den Interviewleitfaden gewährt. Die erhobenen Interviewdaten werden mithilfe einer inhaltlich strukturierenden qualitativen Inhaltsanalyse nach Kuckartz und Rädiker (2022) ausgewertet und im Hinblick auf die zugrunde liegenden Forschungsfragen interpretiert. Darüber hinaus werden einzelne Begriffe und Redewendungen einer vertieften Analyse unterzogen, um die Einstellungen der Befragten hierzu aufzeigen zu können.

Abschließend werden die zentralen Ergebnisse zusammengefasst und die Limitationen der durchgeführten Untersuchung kritisch reflektiert.

1.3 Forschungsstand

Wenn es um die Perspektive von Betroffenen zur vorliegend untersuchten Thematik geht, kann vor allem im deutschen Sprachraum von einer Forschungslücke gesprochen werden, da es hier bislang nur wenige Untersuchungen gibt, die die persönliche Sicht von Menschen mit Behinderungen berücksichtigen. Es gibt einige Betroffene, die aktivistisch für Aufklärung rund um die Themen Behinderung und Inklusion arbeiten und auch Bücher, Essays und Artikel zu dieser Thematik publizieren. Ein Beispiel hierfür ist das 2022 erschienene Buch der Moderatorin, Journalistin und Speakerin Andrea Schöne mit dem Titel „Behinderung & Ableismus“ (vgl. Schöne 2022). Das Buch beinhaltet ein Kapitel zur „Macht der Sprache“. Eine ähnliche Arbeit wurde von dem deutschen Aktivisten für Inklusion und Barrierefreiheit, Autor und Moderator Raul Krauthausen (2023) veröffentlicht. Auch er behandelt in seinem Werk als Unterkapitel die Relevanz der Sprache. Eine vergleichbare Veröffentlichung liegt mit dem Essay der deutschen

Literaturwissenschaftlerin und Germanistin Tanja Kollodzieyski, betitelt „Ableismus“, vor (vgl. Kollodzieyski 2020). Bei den genannten Publikationen handelt es sich um aktivistische Aufklärungswerke zum Thema Ableismus und Inklusion. Das Thema Sprache wird in diesen Werken nur angeschnitten und nicht auf linguistischer Basis mit der Problemstellung verknüpft. Zum Thema Ableismus hat auch die freie Journalistin und Forscherin in den Disability Studies Rebecca Maskos Beiträge verfasst (vgl. Maskos 2015). Diese Arbeiten liefern wichtige Impulse, ersetzen jedoch keine systematische linguistische Analyse.

Wissenschaftliche Forschung zu Sprache und Behinderung wurde auch im Bildungskontext betrieben. Hierbei ist ein Essay von Andrea Schöne zu nennen, der sich damit auseinandersetzt, wie Wissenschaftssprache Ableismus reproduziert (vgl. Schöne 2023: 13–19). Im Jahr 2022 wurde in Amerika eine Studie von Sharif, McCall und Bolante veröffentlicht, in der untersucht wurde, ob Menschen mit Behinderungen die ‚person-first language‘ (*disabled person* – ‘Mensch mit Behinderung’) oder die ‚identity-first language‘ (*person with disability* – ‘behinderter Mensch’) bevorzugen. Dazu wurden 519 behinderte Menschen aus 23 verschiedenen Ländern mit unterschiedlichen Behinderungen befragt (vgl. Sharif / McCall / Bolante 2022). Auf die Ergebnisse der Studie wird im weiteren Verlauf vorliegender Arbeit noch Bezug genommen. Wie in dieser war auch für jene Untersuchung das wesentliche Merkmal die Wahrnehmung von Betroffenen.

Publikationen zu Themen/Problemen rund um Behinderungen stehen in enger Verbindung mit der Entwicklung der Disability Studies. Im deutschsprachigen Raum lassen sich die Wurzeln der Disability Studies auf die Behindertenbewegung der 1960er-Jahre sowie auf erste wissenschaftliche Arbeiten und Veröffentlichungen in den 1980er-Jahren zurückführen. Seitdem ist die Zahl der einschlägigen Publikationen im deutschsprachigen Raum stetig gestiegen. Als akademisches Forschungsfeld haben sich die Disability Studies jedoch erst um die Jahrtausendwende etabliert und gelten daher noch als vergleichsweise jung. Zu den zentralen Vertreter:innen dieses kritisch-wissenschaftlichen Diskurses zählen unter anderem die Juristin und Professorin für Recht und Disability Studies Theresia Degener, die Soziologin Anne Waldschmidt sowie die Psychologin und Journalistin Rebecca Maskos. Ein prägnantes Beispiel für die entsprechende Forschung ist die seit 2007 im *transcript*-Verlag erscheinende Buchreihe „Disability Studies: Körper – Macht – Differenz“, die von Anne Waldschmidt, dem Kulturwissenschaftler Thomas Macho, dem Soziologen Werner Schneider, der Erziehungswissenschaftlerin Anja Tervooren und der Autorin Heike Zirden herausgegeben wird.

Besonders prägend für die deutschsprachigen Disability Studies ist Anne Waldschmidt, die 2022 unter Mitarbeit von Sarah Karim das „Handbuch Disability Studies“ veröffentlichte. Die-

ser Sammelband dokumentiert den aktuellen Stand des Forschungsfeldes, zeigt seine interdisziplinären Bezüge auf und beleuchtet zentrale wissenschaftliche Debatten (vgl. Waldschmidt 2022).

Auch wenn die Publikationen in den letzten Jahren zugenommen haben, wird der Perspektive von Betroffenen oftmals immer noch nicht ausreichend Beachtung geschenkt. Vor diesem Hintergrund erscheint es umso lohnender und begründeter, im Zuge der vorliegenden Masterarbeit die Erfahrungen und Einstellungen, d. h. das *Erleben* (im soziolinguistischen Sinn), von Betroffenen in den Mittelpunkt zu rücken.

1.4 Forschungsfragen

Im Rahmen der Masterarbeit sollen folgende Forschungsfragen (FF) beantwortet werden:

FF 1 a: Wie beurteilen die Gewährspersonen den Diskurs um ableistische Sprache?

FF 1 b: Welche Bedeutung haben für sie Initiativen/Maßnahmen für einen nicht ableistischen Sprachgebrauch?

FF 2a: Wie „erleben“ (im Sinne des *Spracherlebens*) die Gewährspersonen ableistische Sprache (bzw. deren Gebrauch)?

FF 2b: Gibt es einschlägige Spracherlebens-Momente, die mit biografischen Schlüsselerlebnissen korrelieren?

2 Theoretischer Rahmen

Den theoretischen Rahmen für die Untersuchung bilden das Paradigma der Kritischen Soziolinguistik (vgl. Spitzmüller 2022: 221–302), insbesondere die *Spracherlebens*-Forschung nach Brigitta Busch (vgl. Busch 2012, 2015, 2016), sowie Ansätze der Sprachbiografieforschung (vgl. Tophinke 2002).

2.1 Kritische Soziolinguistik

Die Soziolinguistik ist jene sprachwissenschaftliche Teildisziplin, die sich mit sozialen Phänomenen in Bezug auf Sprache und Sprachgebrauch respektive mit (dem Gebrauch von) Sprache als soziales Phänomen befasst. Sie ist demnach die sprachwissenschaftliche Disziplin, die sich mit der Relation von Sprache und Gesellschaft beschäftigt (vgl. Spitzmüller 2022: 4). Aus Sicht

der Soziolinguistik wird Sprache als soziales Konstrukt verstanden. Durch die sprachliche Kommunikation werden nicht nur Inhalte vermittelt, sondern stets auch (bewusst oder unbewusst) Aussagen über uns selbst, über andere und über den Gebrauch von Sprache(n) gemacht. Die Kommunikationsweise eines Menschen ist geprägt von seinen individuellen Erfahrungen und Einstellungen. Da solche Einstellungen teilweise gesellschaftlich vorgegeben sind, spiegelt jede Form der Kommunikation zugleich die eigene Vorstellung von sozialer Wirklichkeit wider. (Vgl. Spitzmüller 2019: 26–27).

Die *Kritische Soziolinguistik* stellt gesellschaftliche Bewertungen von Sprachgebräuchen – d. h. Sprachideologien – in den Kontext von Machtprozessen und sozialer Ungleichheit. Ein weiteres Spezifikum der Kritischen Soziolinguistik ist zudem die kritische Betrachtung des eigenen Faches. Demnach werden Machtprozesse, Sprachideologien und soziale Ungleichheit auch in der Sprachwissenschaft und im Rahmen sprachwissenschaftlicher Tätigkeit kritisch beleuchtet (vgl. Spitzmüller 2022: 223–224). Die Kritische Soziolinguistik versteht Soziolinguistik als eine Form der Sprachwissenschaft, die selbst eine bestimmte Position in und zur Gesellschaft einnimmt. Sie ist insofern sozialkritisch, als sie nicht nur die gesellschaftlichen Aspekte von Sprache und Sprachgebrauch beschreibt und erklärt, sondern auch auf sprachbedingte Missstände, wie etwa sprachliche Diskriminierung oder durch Sprache erzeugte Ungleichheit, aufmerksam macht. Ziel ist es, zu einer gesellschaftlichen Veränderung und Verbesserung in diesen Bereichen beizutragen. (Vgl. Spitzmüller 2022: 6).

Im Zentrum der Kritischen Soziolinguistik steht das, was die Soziologie als *soziale Ungleichheit* bezeichnet: die ungleiche Verteilung von Chancen, Ressourcen in der Gesellschaft und Handlungsmöglichkeiten. Dabei richtet die Kritische Soziolinguistik als sprachwissenschaftliche Teildisziplin ihr Hauptaugenmerk insbesondere auf die Zusammenhänge zwischen sozialer Ungleichheit und Sprache sowie deren Gebrauch. Innerhalb der Kritischen Soziolinguistik herrscht weitgehend Konsens darüber, dass sprachliche Unterschiede soziale Differenzierung und folglich soziale Ungleichheit hervorrufen können. Das bedeutet, dass Menschen allein oder unter anderem aufgrund ihres Sprachgebrauchs benachteiligt oder bevorzugt werden können. (Vgl. Spitzmüller 2022: 223).

In seiner Ungleichheitssoziologie betont Bourdieu, dass Sprachgebrauch und kommunikatives Verhalten zu zentralen Faktoren bei der Herstellung, Darstellung und Verstärkung sozialer Ungleichheiten werden. Dabei weist er auf die Ambivalenz sprachlicher Bewertung hin: Sprachliches Kapital ist einerseits eine produktive Ressource, dient andererseits aber auch als Mittel der Diskriminierung. Bourdieu unterstreicht die Bedeutung sprachlichen Handelns als Instru-

ment zur Erzeugung sozialer Distinktion und zur Durchsetzung von Machtinteressen. In diesem Zusammenhang spricht er von *symbolischer Gewalt*. (Vgl. Spitzmüller 2022: 26). Für Bourdieu ist soziale Ungleichheit somit nicht einfach strukturell vorgegeben, sondern entsteht durch soziales und sozial bewertetes Handeln, zu dem auch sprachliches Handeln zählt.

2.2 Spracherleben

Bei der *Spracherlebens*-Forschung nach Brigitta Busch wird die subjektive, körperlich-emotionale Dimension von Sprache in den Vordergrund gestellt. Dabei meint Busch mit dem Begriff *Spracherleben*, wie sich Personen in verbalen Interaktionen in Relation zu ihrem Gegenüber selbst erleben und wahrnehmen (vgl. Busch 2020: 108). In jeder Interaktion kommt es zu einer Bewertung der Sprechweise des Gegenübers, nach der das eigene Sprechen ausgerichtet wird. Im Zuge von Interaktionen mündet dies in wechselseitigen Prozessen der Typisierung, bei denen die Gesprächspartner:innen aufgrund ihrer Art des Sprechens einer sozialen Kategorie zugeordnet werden. Diese Kategorien stehen in Verbindung mit bestimmten Eigenschaften. (Vgl. Spitzmüller 2022: 274–278; 289–291).

In Bezug auf das Konzept des Spracherlebens wird Sprache nicht primär als System oder Kompetenz untersucht, sondern das individuelle Erfahren und Erleben von Sprache und die Frage, wie diese gefühlt und bewertet wird, steht im Blickpunkt. Die Spracherlebens-Forschung befasst sich demnach mit der persönlichen Beziehung zu und dem individuellen Erleben von Sprachen, mit denen Personen im Laufe ihres Lebens in Berührung kommen. Dieses Erleben ist laut Busch eng mit biografischen Erfahrungen, gesellschaftlichen Zuschreibungen und ideologischen Kontexten verknüpft. (Vgl. Busch 2017: 341–343). Busch betont, dass Sprache nicht nur kognitiv verarbeitet, sondern auch körperlich und emotional erlebt wird. Emotionen wie beispielsweise Zugehörigkeit, Scham, Angst oder Stolz sind mit der Verwendung von Sprache(n) verbunden. Insbesondere in Biografien mehrsprachiger Personen wird diese körperlich-emotionale Dimension von Sprache deutlich, da mehrsprachige Personen einen Zusammenhang ihrer (verschiedenen) Sprache(n) mit sozialen Bewertungen, Beziehungen, Emotionen und bestimmten Lebensabschnitten herstellen können. Gesellschaftliche Machtverhältnisse spielen ebenso eine zentrale Rolle, wenn es darum geht, wie Sprachen erlebt werden. Die gesellschaftliche Bewertung von und Reflexion auf Sprachen, also ob/wie diese von der (Mehrheits-)Gesellschaft wahrgenommen, stigmatisiert oder geschätzt werden, hat Auswirkungen darauf wie die Sprechenden selbst ihre Sprache(n) erleben (vgl. Busch 2015a: 343). Somit ist Spracherleben nicht nur ein innerpsychisches Phänomen, sondern auch Ausdruck von sozialen Positionierungen.

Wesentlich sind dabei Grunderfahrungen entlang der drei Achsen Anerkennung/Nichtanerkennung, Zugehörigkeit/Ausschluss, Macht/Ohnmacht. Solche mit Emotionen verbundenen Interaktionserfahrungen schreiben sich – durch häufige Wiederholung oder durch ihren einschneidenden Charakter – ins Körpergedächtnis ein. [...] Eine zentrale Stellung nehmen dabei Sprachideologien ein, also Diskurse, die Sprachen und Sprechweisen bewerten und mit typisierten Zuschreibungen und Verhaltensweisen verknüpfen. (Busch 2016: 40–41)

Busch sieht das Spracherleben als eine Erweiterung des klassischen Sprachrepertoire-Konzepts um eine subjektzentrierte Perspektive, die auf der gelebten Beziehung zu Sprache beruht (vgl. Busch 2015a: 349). Es handelt sich demnach um eine Betrachtung von Sprache, die diese nicht nur als Werkzeug zur Kommunikation ansieht, sondern auch als Ort von Identitätsarbeit und sozialem Erleben. Nach Busch (2012: 21) lässt sich das Spracherleben in drei Dimensionen fassen, die in einem dynamischen Verhältnis zum Sprachrepertoire stehen und nicht auf grammatische oder pragmatische Regularitäten reduzierbar sind. Diese umfassen die leibliche Dimension, die emotionale Dimension und die historisch-politische Dimension.

2.2.1 Die leibliche Dimension

Die Grundlage des Erlebens bildet für Merleau-Ponty ein wahrnehmendes, erlebendes Subjekt. Dieses Subjekt ist jedoch nicht im abstrakten Bewusstsein verankert, sondern im leiblichen Sinn fundiert. Der Leib, der immer mit uns ist, ist jene Instanz, durch die das Subjekt in der Welt situiert wird. In diesem Zusammenhang legt Merleau-Ponty besonderen Wert auf die Unterscheidung zwischen dem Körper als Objekt (*corps physique*), der messbar und beobachtbar ist, und dem Leib (*corps vivant*) als Träger des Handelns, Interagierens, Erlebens und Fühlens. Auch der Akt des Sprechens ist nach seiner Auffassung primär leiblich verankert: Sprache erscheint zunächst als ein Sich-in-Bezug-Setzen, als eine Projektion auf den anderen hin. Daraus ergibt sich, dass das sprachliche Repertoire weder beliebig noch austauschbar, sondern untrennbar mit dem leiblichen Subjekt verbunden und diesem *einverleibt* ist. Vergangene Erfahrungen sind einverleibt und können durch Körperhaltungen, Gesten, Laute oder Geschmäcker wieder gegenwärtig werden. Vor diesem Hintergrund entwickelte Merleau-Ponty die Überlegung, dass sich sozial erlernte, habitualisierte Haltungen in den Körper einschreiben und ihm in gewisser Weise anhaften. (Vgl. Busch 2012: 21–24). Demnach kann Sprache als Phänomen angesehen werden, welches auch körperlich und insbesondere leiblich erlebt wird.

2.2.2 Die emotionale Dimension

Emotionen und der Spracherwerb sowie die Sprachproduktion sind wechselseitig eng miteinander verbunden. Dabei ist der Konnex Sprache-Emotion ein enorm vielfältiger. Emotionen und Sprache stehen zum einen in Verbindung zueinander, wenn Emotionen durch Sprache zum Ausdruck gebracht werden. Zum anderen wird im Sprechen Emotionalisierung hervorgerufen bzw. ausgedrückt. Emotionale Vorgänge können dabei auf allen Ebenen der Sprachproduktion sichtbar werden, etwa auf der phonetisch/phonologischen durch Vokaldehnung, auf der morphologischen beispielsweise durch die Verwendung von Verstärkungs- oder Diminutivaffixen, auf der lexikalisch/semantischen durch Metaphern, auf der syntaktischen durch Exklamationen oder auf der pragmatischen durch Ironie. Angst kann beispielsweise auch an Veränderungen der Tonhöhe, der Stimmintensität oder der Betonung festgemacht werden. Aufregung kann hingegen in Kommunikations-Abbrüchen, Verhaspeln oder Stottern münden. Die genannten Phänomene entziehen sich dabei der bewussten Kontrolle der Sprecher:innen. (Vgl. Busch 2012: 24–26).

Gefühle sind dabei stets auf einen Sachverhalt, ein Objekt oder eine Person bezogen. Ihnen kann außerdem eine subjektive Dimension zugesprochen werden, da sie leiblich-affektiv erlebt werden. Darüber hinaus haben sie eine intersubjektiv-soziale Dimension, da mit den Gefühlen anderer interagiert werden kann, etwa dadurch, dass Gefühle *ansteckend* sein können. Zuletzt haben Gefühle auch eine soziokulturelle Dimension, weil das Erleben auch dadurch beeinflusst wird, wie über bestimmte Gefühle kommuniziert wird. Bereits im Kindesalter kommt der intersubjektiven Spiegelung eine tragende Rolle zu, wenn es um die sprachlich-kommunikative Entwicklung von Kindern geht. Durch seine Forschungen kam Damásio zu dem Entschluss, dass die Abtrennung von Körper, Emotionen und Bewusstsein nicht der Realität entspricht. Viel eher sollte das Individuum als dezentriert, intersubjektiv vernetzt gedacht werden. (Vgl. Busch 2012: 26–28). Das Sprachrepertoire kann bildlich als ein Raum der Potenzialität angesehen werden, der durch das sedimentierte leiblich-emotionale Erleben gleichermaßen aufgespannt und eingeschränkt wird. Die emotionalen Konnotationen, die mit gewissen Sprachen, Sprechweisen oder Codes in Verbindung stehen, nehmen ebenso Einfluss auf die Möglichkeiten der Sprachwahl kommunizierender Subjekte wie soziale Konventionen oder grammatikalische Regeln. Sprachen können dabei als Sprache der Sehnsucht, der Scheu, der Angst, der Verbundenheit usw. erlebt werden. Die Erforschung der emotionalen Dimension von Sprache steht erst am Anfang. (Vgl. Busch 2012: 31–33).

2.2.3 Die historisch-politische Dimension

Zwischen Sprache und Macht(gefallen) besteht eine enge Wechselwirkung. Die verwendete(n) Sprache(n) sowie die Art des Sprechens beeinflussen, wie und wo Menschen gesellschaftlich verortet und wahrgenommen werden. Diese Entscheidungen hängen mit den in einer Gesellschaft vorherrschenden Sprachideologien zusammen. Zudem werden derartige Machtkonstellationen auch an der Art, wie über bestimmten Personen(gruppen) gesprochen wird, deutlich. Es kann demnach vorkommen, dass Personen aufgrund ihrer Sprache oder ihrer Art des Sprechens ausgegrenzt oder benachteiligt werden. Nicht zuletzt durch das Sprechen kommt es zu Zuordnungen zu Kategorien wie männlich-weiblich, inländisch-ausländisch, behindert-nicht-behindert usw. Dabei stellt jede Form der Anerkennung zugleich ein Verkennen da, weil sie auf Ausschlüssen beruht und es zu einer Reduzierung von Heterogenem zu Entweder-Oder-Kategorien kommt. Die diskursive Macht der Sprache, die auf Sprecher:innen ausgeübt wird, beeinflusst das Sprechen, das Denken, das Fühlen und auch die Körperlichkeit von Subjekten. Durch die Normativität von Sprache erfolgt eine Festlegung darüber, was gesagt werden kann und was nicht, was einer Form von Zensur gleichkommt. (Vgl. Busch 2012: 33–35). Die Fähigkeit, bestimmte Sprachen zu sprechen oder auf eine bestimmte Art zu sprechen, hat demnach enorme Auswirkungen darauf, wie ein Individuum gesellschaftlich eingeordnet wird. Durch Sprachideologien kommt es zur Konstruktion sozialer, ethnischer, nationaler und anderer Zugehörigkeiten. Diese einschränkende Macht sprachlicher Kategorisierung wird vor allem dann deutlich, wenn Personen nicht als legitime Sprecher:innen einer Sprache angesehen werden. Das (sprachliche) Gefühl von Dislokation kann durch einen Wechsel des Aufenthaltsortes oder Veränderungen der politischen Machtkonstellationen, die bestimmte Sprachen oder Sprechweisen anders bewertet als dies zuvor der Fall war, entstehen. Durch politische Veränderungen werden Sprecher:innen gezwungen, eine Position gegenüber den veränderten sprachlichen Kategorisierungen einzunehmen. Dies kann beispielsweise im Bekennen einer neuen *Muttersprache*, zum Zwecke eines Loyalitätsbeweises, geschehen. Sprachideologien sind zwar einem stetigen Wandel unterworfen, doch unabhängig davon werden immer wieder Kategorisierungen vorgenommen. (Vgl. Busch 2012: 35–38). Die Bildung eben dieser wirkmächtigen Kategorien ist dabei nach Jaques Derriada, „nie unschuldig, sondern hat immer mit Oppositionen, Hierarchien und Konflikten zu tun.“ (Busch 2012: 38 [Hervorhebung im Original]).

2.3 Sprachbiografie

Spracherlebens-Forschungen basieren nicht zuletzt auf sprachbiografischen Zugängen. Da diese auch in der vorliegenden Arbeit von Bedeutung sind, soll auch die Sprachbiografieforschung umrissen werden.

Das Kompositum Sprachbiografie ist kein [genuin] (sprach-)wissenschaftlicher Terminus. [...] *Sprachbiografie* dient [...] dazu, den Sachverhalt zu bezeichnen, dass Menschen sich in ihrem Verhältnis zur Sprache bzw. zu Sprachen und Sprachvarietäten in einem Entwicklungsprozess befinden, der von sprachrelevanten lebensgeschichtlichen Ereignissen beeinflusst ist. (Tophinke 2002: 1 [Hervorhebung im Original]).

Im Rahmen einer genaueren Begriffsbestimmung müssen verschiedene, eng miteinander verknüpfte Konzepte von Sprachbiografie unterschieden werden. Zum einen versteht man darunter die gelebte Geschichte des Erwerbs von Sprache(n) und Sprachvarietäten sowie der Sprachpraxis und Spracheinstellungen, jeweils eingebettet in einen spezifischen sprachlichen und sozialen Kontext. Zum anderen kann Sprachbiografie eine rein erinnernde Rekonstruktion der sprachbiografisch relevanten Erfahrungen bezeichnen. Schließlich wird mit Sprachbiografie auch die sprachliche Rekonstruktion einer solchen Biografie verstanden, die sowohl schriftlich als auch mündlich erfolgen kann. (Vgl. Tophinke 2002: 1).

Soziale beziehungsweise sozial-kommunikative Aspekte zeigen sich in Bezug auf die drei Konzepte unterschiedlich. Bei der gelebten Sprachbiografie sind sprachliche Erfahrungen, besonders im Bereich der Mündlichkeit, immer auch Erfahrungen in sozialen Situationen. Diese beinhalten Prozesse der Selbstdarstellung, der Beziehungsherstellung und der Beziehungsgestaltung. Sprache tritt dabei nicht einfach als abstrakte Form oder Struktur auf, sondern entfaltet sich in ihren sozial-kommunikativen Funktionen. Zudem sind sprachliche Formen und Strukturen mit vorgefertigten, konventionalisierten Bedeutungen verbunden, die sozialen Sinnschemata und Ordnungsstrukturen entsprechen. (Vgl. Tophinke 2002: 2).

Bei der sprachlichen Rekonstruktion von Sprachbiografien entsteht der soziale Aspekt dadurch, dass diese Rekonstruktionen selbst sozial-kommunikative Ereignisse darstellen und bestimmte Funktionen erfüllen. Zudem erfolgt die sprachliche Darstellung vor dem Hintergrund sozialer Sinnschemata, die zur Interpretation der beschriebenen sprachbiografischen Erlebnisse herangezogen werden. (Vgl. Tophinke 2002: 2).

Die erinnerte Sprachbiografie hingegen ist als rein kognitive Konstruktion nicht direkt sozial-kommunikativ präsent, kann jedoch ebenfalls von sozialen Sinnschemata beeinflusst sein. Weiters können aktuelle sprachliche Erfahrungen, etwa von Erfolg oder Misserfolg, Erinnerungen

auslösen und deren Charakter prägen. Im Gegensatz zur sprachlich rekonstruierten Biografie entzieht sich die rein erinnerte Sprachbiografie weitgehend der bewussten Kontrolle durch das Individuum. (Vgl. Tophinke 2002: 2-3). Die Sprachbiografie geht dabei über Ereignisse, die in besonderer Weise durch die Sprache geprägt wurden, hinaus, da Sprache von großer Relevanz und Präsenz ist. Dementsprechend sind Biografie und Sprachbiografie eng miteinander verbunden und kaum voneinander zu trennen. So nimmt die Sprache auch Einfluss auf die Wahrnehmung und Formung der Wirklichkeit. (Vgl. Tophinke 2002: 3–6).

Im Rahmen der vorliegenden Arbeit ist die Sprachbiografie vor allem dahingehend relevant, als sie reflektiert, wie die Selbstdarstellung einer Person bzw. Personengruppe gestaltet ist. Es geht um die Frage, wie Menschen mit Behinderungen sprachlich repräsentiert werden und welche Emotionen dies bei Betroffenen auslöst.

3 Diskussion zentraler Begriffe des Themenfeldes „Behinderung“

In diesem Kapitel werden wesentliche Begriffe des Themenfeldes „Behinderung“ diskutiert und definiert. Dabei wird auf verschiedene Definitionen bzw. Konzepte von Behinderung Bezug genommen. Diese Begriffsdiskussionen sind notwendig, um die entsprechenden Inhalte vorliegender Arbeit verständlich aufzubereiten. Darüber hinaus bilden sie die Grundlage, um ableistische Erfahrungen von Menschen mit Behinderungen sicht- und nachvollziehbar zu machen. An dieser Stelle ist allerdings zu betonen, dass der Umgang mit und die vorhandenen Strukturen von Behinderungen kulturell, sozial und historisch gewachsen sind und daher auch ein Blick in die Vergangenheit notwendig ist, um die Entwicklungen plausibel aufzeigen zu können. Diese historische Einbettung wird im weiteren Verlauf der Arbeit vorgenommen, um die Thematik in einem breiteren Kontext zu verorten und die auch heute noch historisch geprägten Strukturen im Umgang mit Menschen mit Behinderungen zu beleuchten.

3.1 Behinderung

Die Klärung des Begriffs „Behinderung“ scheint nicht eindeutig möglich zu sein, da viele verschiedene Ansätze zum diesbezüglichen Verständnis gebräuchlich sind. Einig ist man sich jedoch darüber, dass mehrere Faktoren wesentlich sind, um von einer Behinderung sprechen zu können. Vom zuständigen Bundesministerium in Österreich wurde folgende Definition veröffentlicht:

Als Behinderung wird in diesem Zusammenhang die Auswirkung einer körperlichen, geistigen oder psychischen Funktionsbeeinträchtigung oder einer Beeinträchtigung der Sinnesfunktionen bezeichnet, die nicht nur vorübergehend vorliegt (d.h. länger als voraussichtlich sechs Monate andauert) und die Teilnahme am gesellschaftlichen Leben erschweren kann. (Bundesministerium für Soziales, Gesundheit, Pflege und Konsumentenschutz: 2024)

Grundlegend für diese Definition von Behinderung ist unter anderem der Zeitraum – die Beeinträchtigung muss länger als sechs Monate vorliegen, um als Behinderung klassifiziert zu werden. Weiters wird hier auf mehrere Arten von Behinderung Bezug genommen, etwa eine körperliche, geistige, psychische oder eine Beeinträchtigung der Sinnesfunktionen. Zuletzt wird in der Definition benannt, dass die Einschränkungen die Teilnahme am gesellschaftlichen Leben erschweren können.

Die Definition der UN-Behindertenrechtskonvention unterscheidet sich grundlegend von dieser Definition des Österreichischen Bundesministeriums für Soziales, Gesundheit, Pflege und Konsumentenschutz, da sie auch die äußeren Barrieren anspricht, die Menschen mit Behinderungen an der Teilhabe des gesellschaftlichen Lebens behindern können.

Zu den Menschen mit Behinderungen zählen Menschen, die langfristige körperliche, seelische, geistige oder Sinnesbeeinträchtigungen haben, welche sie in Wechselwirkung mit verschiedenen Barrieren an der vollen, wirksamen und gleichberechtigten Teilhabe an der Gesellschaft hindern können. (Beauftragter der Bundesregierung für die Belange von Menschen mit Behinderungen 2018: 8)

Die „Wechselwirkung mit verschiedenen Barrieren“ wird auch in der Definition der Vereinten Nationen als Merkmal von Behinderung genannt. Diese angesprochenen Barrieren sind ein Indiz dafür, dass Behinderungen auch durch eine mangelnde Barrierefreiheit mitgeformt werden. Die beiden Definitionen können zwei verschiedenen Modellen von Behinderung zugeordnet werden. Diese Modelle nehmen unterschiedliche Zuordnungen von Behinderungen vor und betrachten diese aus jeweils anderen Perspektiven.

3.1.1 Modelle von Behinderung

Im Weiteren wird auf die verschiedenen Modelle von Behinderung Bezug genommen, welche Behinderung aus verschiedenen Perspektiven betrachten und verschiedene Zugänge zu dem Thema vertreten.

3.1.1.1 Medizinisches Modell

Im medizinischen Modell wird Behinderung als individuelles Problem von Betroffenen angesehen, das medizinisch, therapeutisch und/oder pädagogisch behandelt bzw. überwunden werden soll. Daher wird es auch als *individuelles Modell* von Behinderung bezeichnet. (Vgl. Rommelspacher 1999: 17). Dieses Modell vertritt zudem die Anschauung, dass es der betroffene Mensch ist, der sich an die gesellschaftlichen Bedingungen anpassen muss. Zudem wird indirekt vorausgesetzt, dass Menschen mit Behinderungen einer vorgegebenen Durchschnittsnorm entsprechen sollen. Die Behinderung selbst wird hier als Schädigung angesehen, die mit Leid in Verbindung gebracht wird. (Vgl. Thomas 2002: 40). Menschen mit Behinderungen werden als Patient:innen klassifiziert, die geheilt werden sollen – ungeachtet dessen, dass Behinderungen oftmals iatrogener Ursache sind, etwa infolge von missglückten operativen Eingriffen (vgl. Kastl 2017: 97). Umweltbedingte Barrieren und soziale Faktoren werden in diesem Modell nicht berücksichtigt. Die Zuschreibung von Behinderungen wird losgelöst von Kultur und Gesellschaft vollzogen, da sich nicht die Umgebung verändern muss, sondern die Betroffenen selbst (vgl. Kastl 2017: 98). Die Benachteiligungen und Einschränkungen, die Menschen mit Behinderungen widerfahren, werden in diesem Modell kausal auf die gegebene Schädigung des Individuums zurückgeführt (vgl. Hirschberg 2009: 48–49).

3.1.1.2 Soziales Modell

Aus der Kritik am medizinischen Modell heraus wurde das soziale Modell entwickelt. Der wesentliche Kritikpunkt am medizinischen Modell war, dass durch das sozialregulative Agieren der Medizin bestehende ungleiche Machtverhältnisse gefestigt und bekräftigt werden. Das soziale Modell soll eine Alternative bieten und wurde zu Beginn der 1980er-Jahre vorrangig von britischen Sozialwissenschaftler:innen entwickelt. Der wesentliche Unterschied zum medizinischen Modell ist, dass Behinderung hier nicht als Ergebnis einer medizinischen Pathologie oder Schädigung angesehen wird, sondern als Resultat einer sozialen Fehlorganisation. (Vgl. Waldschmidt 2005:18).

“The inability of people with impairments to undertake social activities is a consequence of the erection of barriers by the non-disabled majority. These social barriers – both physical and attitudinal – limit activity and constrain the lives of people with impairment.” (Thomas 2002: 38)

Das soziale Modell verortet den Ursprung von Behinderungen demnach in ableistischen Einstellungen und fehlender Barrierefreiheit. Der Lösungsansatz wird hier nicht beim Individuum gesucht, sondern bei den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen. Diese müssen sich insofern

verändern bzw. so gestaltet sein, dass sie für alle Menschen zugänglich und nutzbar sind. Dementsprechend wird Behinderung als sozial verursachtes Problem gesehen, bei dem die Beeinträchtigung selbst eine untergeordnete Rolle spielt. (Vgl. Egen / Waldhoff 2023: 194).

Mit Blick auf dieses Modell kann nicht unerwähnt bleiben, dass es der Lebensrealität vieler Menschen nicht gerecht wird, wenn man ihren körperlichen Zustand völlig unbeachtet lässt. Die Anschauung, dass eine vollkommen barrierefreie Gestaltung des öffentlichen und privaten Raumes eine volle gesellschaftliche Teilhabe ermöglicht, bedenkt nicht, dass mit Einschränkungen und Behinderungen auch oftmals Schmerzen einhergehen. (Vgl. Kuhlmann 2003: 159). „Das Soziale Modell dient(e) vor allem dem Kampf um Veränderung der sozialen Verhältnisse und Bürgerrechte einer Minderheit, die bis dahin häufig in Heimen untergebracht war, unter Bevormundung stand und kein selbstbestimmtes Leben führen konnte.“ (Egen / Waldhoff 2023: 194).

Sowohl am medizinischen als auch am sozialen Modell kann kritisiert werden, dass diese Modelle Behinderungen als ein Problem diskutieren, gegen welches entweder durch individuelle oder gesellschaftliche Veränderung vorgegangen werden soll. Demnach setzen beide Modelle auf einen defizitorientierten Ansatz, der nach Veränderung strebt (vgl. Egen / Waldhoff 2023: 194–195).

3.1.1.3 Kulturelles Modell

Als Weiterentwicklung des sozialen Modells wurde in den 1990er-Jahren vor allem von amerikanischen Vertreter:innen der Disability Studies das kulturelle Modell herausgearbeitet. Im Mittelpunkt von diesem Modell steht die Untersuchung von Konstruktionsmechanismen gesellschaftlicher Normalität in kulturellen Kontexten. Zentral ist der Wissenserwerb über die Konstruktion von Körpernormen und -bildern und darüber hinaus über inkludierende und exkludierende soziale Prozesse. Durch diese Vorgehensweise ist es möglich, gesellschaftliche Machtverhältnisse aufzuzeigen. Das Ziel der Verfechter:innen dieses Ansatzes besteht in der Dekonstruktion von Behinderung. (Vgl. Egen / Waldhoff 2023: 195).

„Demgemäß wird im Rahmen des kulturellen Modells untersucht, wie der behinderte Körper als unerwünschte Differenz beispielsweise in literarischen Texten, Filmen oder der bildenden Kunst hervorgebracht, repräsentiert und mit Sinn aufgeladen wird.“ (Dederich 2010: 172)

Das Generieren von Wissen über die Konstruktion von Behinderung wird als Grundlage dafür angesehen, um Strategien für eine Dekonstruktion entwickeln zu können. Das Modell erkennt an, dass bei körperlichen, geistigen und/oder seelischen Funktionseinschränkungen die Zuschreibung einer Behinderung vorgenommen wird. Somit wird Behinderung in diesem Modell

nicht als zu lösendes Problem betrachtet, sondern als eine von vielen möglichen und selbstverständlichen Erscheinungsformen der menschlichen Vielfalt. Das kulturelle Modell verfolgt eine faktische Gleichheit aller Erscheinungsformen, um die Repräsentation von Menschen mit Funktionseinschränkungen zu vergrößern und die Wahrnehmung von Menschen mit Behinderungen in der Gesellschaft zu verändern. (Vgl. Egen / Waldhoff 2023: 195).

Eine faktische Gleichheit kann nur dann erreicht werden, „wenn behinderte Menschen nicht als zu integrierende Minderheit, sondern als integraler Bestandteil der Gesellschaft verstanden werden“ (Waldschmidt 2005: 27). Für das Erreichen dieser faktischen Gleichheit ist die Einführung von Gesetzen jedoch nicht ausreichend. Unter dieser Betrachtung ist Behinderung „kein zu bewältigendes ‚Problem‘, sondern vielmehr eine spezifische Form der ‚Problematisierung‘ körperlicher Differenz“ (Waldschmidt 2005: 24 [Hervorhebung im Original]). „Behinderung, in der Bedeutung von Teilhabebeeinschränkung, kann demnach als nicht gelungener Umgang mit Verschiedenheit gedeutet werden.“ (Walther 2003: 49).

3.1.1.4 Menschenrechtliches Modell

Das menschenrechtliche Modell gründet auf moralischen Prinzipien einer Behindertenpolitik, die die Menschenwürde in den Mittelpunkt rückt. Nur auf Basis dieses Modells ist es möglich zu argumentieren, dass die Abwesenheit gesundheitlicher Beeinträchtigungen keine Voraussetzung für die Menschenrechtsfähigkeit ist. Durch das soziale Modell wird der Ausschluss behinderter Menschen aus der Gesellschaft aufgezeigt. Dementsprechend galt seine Entwicklung als wesentliches Instrument zum Aufzeigen diskriminierender und repressiver Strukturen. Das soziale Modell verfolgt allerdings nicht den Anspruch, die Werte und moralischen Prinzipien für Behindertenpolitik zu liefern. (Vgl. Degener 2015c: 155–157). Ein wesentliches Merkmal der Menschenrechtstheorie ist, dass es sich bei Menschenrechten um absolute Rechte handelt, die allen Menschen mit der Geburt zugesprochen werden. Dementsprechend gelten die Menschenrechte ausnahmslos für alle Menschen. (Vgl. Art. 55 Charta der Vereinten Nationen). Durch diesen rechtlich-moralischen Charakter werden die Menschenrechte zu bedingungslosen Rechten. Demnach ist der Anspruch auf diese Rechte nicht an eine menschliche Funktionsfähigkeit oder an einen gesundheitlichen Status gekoppelt. Durch das Menschenrechtsmodell wird die geminderte Menschenrechtsfähigkeit aufgrund gesundheitlicher Beeinträchtigungen hinterfragt. (Vgl. Degener 2015c: 157). Das menschenrechtliche Modell stellt zudem eine Erweiterung des sozialen Modells dar, weil es neben der Betrachtung von Antidiskriminierungsrechten auch kulturelle, soziale und wirtschaftliche Menschenrechte betont. Wirtschaftliche, soziale und kulturelle Rechte gehören so wie auch zivile und politische Rechte zum universel-

len Menschenrechtskatalog. Die Beschreibung der Rechte behinderter Menschen geht demnach im menschenrechtlichen Modell über das Streben nach Antidiskriminierung hinaus. Eine weitere Abgrenzung zum sozialen Modell stellt die Berücksichtigung der Tatsache dar, dass Behinderungen mit Schmerzen, verkürzten Lebenszeiten und abnehmender Selbstständigkeit einhergehen können. Diese Gegebenheiten werden im auf die Behindertenrechtskonvention beruhenden Menschenrechtsmodell aufgegriffen und berücksichtigt. (Vgl. Degener 2015c: 158–160).

Abschließend kann festgehalten werden, dass das menschenrechtliche Modell kein Gegenentwurf zum sozialen Modell ist, sondern vielmehr eine Erweiterung desselben, da es Aspekte berücksichtigt, die im sozialen Modell vernachlässigt werden (vgl. Degener 2015c: 165-166).

3.1.2 Arten von Behinderung

3.1.2.1 Körperliche Behinderung

Körperliche Behinderungen sind längerfristige oder dauerhafte Beeinträchtigungen der körperlichen Funktionen und Strukturen, die insbesondere das Bewegungssystem, das Nervensystem oder andere körperliche Grundfunktionen betreffen. Sie können angeboren oder erworben sein, etwa durch Unfälle, Erkrankungen, genetische Faktoren oder altersbedingte Veränderungen. (Vgl. WHO 2001: 10–12; Degener 2015b: 19).

Typische Erscheinungsformen körperlicher Behinderungen sind Lähmungen (z. B. nach Rückenmarksverletzungen), spastische Bewegungsstörungen, Fehlbildungen der Gliedmaßen, Amputationen oder Erkrankungen wie Multiple Sklerose. Auch chronisch verlaufende körperliche Erkrankungen, etwa Rheuma oder bestimmte Herz-Kreislauf-Erkrankungen, können im Sinne der medizinischen Klassifikation als körperliche Behinderung gelten, wenn sie zu einer langfristigen Einschränkung der Mobilität oder körperlichen Belastbarkeit führen. (Vgl. BZgA 2017: 7).

Im Rahmen der *International Classification of Functioning, Disability and Health (ICF)* der Weltgesundheitsorganisation werden körperliche Behinderungen nicht nur anhand der medizinischen Diagnose beschrieben, sondern als Abweichung oder Beeinträchtigung in den Bereichen ‚Körperfunktionen und -strukturen‘ definiert, die zu Einschränkungen bei alltäglichen Aktivitäten führen können. (Vgl. WHO 2001: 10). Für Betroffene kann die Teilnahme am gesellschaftlichen Leben, auch bedingt durch räumliche Barrieren, deutlich erschwert sein, was die individuelle Selbstverwirklichung beeinträchtigen kann (vgl. Mahnke / Möhnch-Kalina 2007:6).

Die Auswirkungen körperlicher Behinderungen auf den Alltag können stark variieren. Sie sind abhängig vom Grad der Beeinträchtigung, der individuellen körperlichen Konstitution, den verfügbaren medizinischen, technischen oder therapeutischen Hilfsmitteln sowie den räumlichen und gesellschaftlichen Barrieren in der Lebenswelt von Menschen mit Behinderungen.

3.1.2.2 Geistige Behinderung / Intellektuelle Behinderung

Geistige oder kognitive Behinderungen sind andauernde Beeinträchtigungen intellektueller Funktionen, die meist mit Einschränkungen in Bereichen wie Problemlösung, abstraktes Denken, Urteilsvermögen, Lernfähigkeit sowie sprachliche und soziale Kommunikation verbunden sind. Sie beginnen in der Regel vor dem 18. Lebensjahr und betreffen sowohl das intellektuelle Leistungsvermögen als auch die alltagspraktischen Fähigkeiten zur Selbstständigkeit. (Vgl. Schalock et al. 2010: 7; WHO 2010: 9). Die Weltgesundheitsorganisation verwendet den Begriff der *Intellektuellen Beeinträchtigung (intellectual disability)* und definiert ihn als „eine deutlich unterdurchschnittliche intellektuelle Funktionsfähigkeit in Kombination mit Einschränkungen in mindestens zwei Bereichen adaptiven Verhaltens“ (WHO 2010: 9) (beispielsweise Kommunikation, Selbstversorgung, soziale Fähigkeiten, schulische oder berufliche Fertigkeiten). Geistige Behinderungen können unterschiedliche Ursachen haben, darunter genetische Faktoren wie beispielsweise Trisomie 21, vorgeburtliche Schädigungen, Geburtskomplikationen, Hirnverletzungen oder Stoffwechselerkrankungen. Die Ausprägung reicht von leichter bis schwerer Beeinträchtigung, was sich auf den Unterstützungsbedarf im Alltag auswirkt. (Vgl. Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung 2017: 8). Die *Internationale Klassifikation der Funktionsfähigkeit, Behinderung und Gesundheit (ICF)* definiert intellektuelle Beeinträchtigungen im funktionalen Sinne als Einschränkungen im Bereich *mentaler Funktionen*, insbesondere in Bezug auf Gedächtnis, Konzentration, abstraktes Denken und Entscheidungsfähigkeit (vgl. WHO 2001: 10–12). Der Begriff der *geistigen Behinderung* selbst wird durchaus kritisch betrachtet, weshalb vermehrt auf den Begriff der *intellektuellen Behinderung* umgestiegen wird, um die negative Etikettierung von Betroffenen zu vermeiden. Hier ist zu erwähnen, dass diese Bezeichnung aus fachwissenschaftlichen Diskursen hervorgeht, während Betroffene selbst die Bezeichnung *Menschen mit Lernschwierigkeiten* bevorzugen (vgl. Lingg / Theunissen 2017: 15).

3.1.2.3 Psychische Behinderung

Die Begriffsbestimmung von psychischen Behinderungen ist nicht eindeutig durchführbar, da hierbei immer eine Abgrenzung zur Normalität vollgezogen wird und weder Normalität noch

psychische Behinderungen klar benennbar sind (vgl. Fiedler 2007: 542–544). Die Bestimmung einer psychischen Behinderung erfolgt demnach infolge von Zuschreibungen, die auf subjektiven Werturteilen beruhen. Dies wird auch an der Kulturgebundenheit von derartigen Störungen/Behinderungen sichtbar. So wurde beispielsweise Homosexualität vor einigen Jahrzehnten noch als psychische Krankheit betrachtet- bzw. wird diese Ansicht in manchen Kulturkreisen auch heute noch geteilt. (Vgl. Lingg / Theunissen 2017: 20).

Vor diesem Hintergrund wird dennoch der Versuch einer Definition unternommen, wobei zu berücksichtigen ist, dass *normales* und *psychisch gestörtes* Verhalten wie bereits erwähnt in einer engen Wechselwirkung mit subjektiven Zuschreibungen steht.

Klar benennbar ist, dass psychische Behinderungen sich wesentlich von anderen Behinderungsformen unterscheiden, da sie meist nicht unmittelbar sichtbar und oftmals auch nicht eindeutig medizinisch messbar sind. Von einer ernstzunehmenden psychischen Erkrankung spricht man, wenn Denken, Fühlen, Wahrnehmung und Handeln über einen längeren Zeitraum hinweg deutlich verändert sind. Diese Veränderungen können dauerhaft bestehen oder in Phasen, sogenannten Schüben, auftreten. (Vgl. Kompetenzzentrum Fachkräftesicherung / Aktion Mensch: 2024). Fiedler (2007: 34) betont, dass Persönlichkeitsstile erst dann als *Störung* klassifiziert werden dürfen, wenn sie mit Problemen in der Lebensführung, psychosozialer Dysfunktion oder erheblichem Leid in Verbindung stehen, um zu vermeiden, dass Betroffene überdiagnostisch etikettiert werden.

Die Ursachen psychischer Erkrankungen sind komplex und beruhen meist auf einem Zusammenspiel biologischer, psychischer und sozialer Einflussfaktoren. Eine genetische Veranlagung kann durch belastende Lebensereignisse, wie etwa Krisen oder traumatische Erfahrungen, zum Ausbruch der Erkrankung führen. (Vgl. Kompetenzzentrum Fachkräftesicherung / Aktion Mensch: 2024).

Psychische Erkrankungen und Behinderungen beeinflussen die Wahrnehmung und Interpretation der Umwelt in erheblichem Maße, was zu Verhaltensweisen führt, die für Außenstehende oftmals schwer nachvollziehbar sind. Dies kann sich negativ auf soziale Interaktionen und das gesellschaftliche Miteinander auswirken. Auch eine verminderte Selbstkontrolle kann auftreten, was insbesondere die Fähigkeit zur selbstständigen Lebensführung oder Berufsausübung beeinträchtigt. Bei Menschen mit phasenhaften Erkrankungen kann es, je nach aktueller psychischer Verfassung, zu deutlichen Leistungsschwankungen kommen. Die Ausprägung psychischer Störungen reicht von milden Beeinträchtigungen bis hin zu schweren psychischen Störungen. (Vgl. Kompetenzzentrum Fachkräftesicherung / Aktion Mensch: 2024).

3.1.2.4 Sinnesbehinderung

Sinnesbehinderungen bezeichnen Beeinträchtigungen der Sinnesorgane, insbesondere des Hör- und Sehsinns. Dabei handelt es sich um Einschränkungen der sogenannten Fernsinneskanäle, also jener Sinne, die Informationen aus der Umwelt über größere Distanzen wahrnehmen. Zu den Sinnesbehinderungen zählen Sehbehinderungen, Hörbehinderungen und Taubblindheit. (Vgl. Kompetenzzentrum Fachkräftesicherung / Aktion Mensch: 2024).

Eine Sehbehinderung liegt vor, wenn die visuelle Wahrnehmung erheblich eingeschränkt ist, selbst unter optimalen Bedingungen, etwa durch Korrekturhilfen wie Brillen oder technischen Hilfsmitteln. Sie kann von einer leichten Sehminderung bis zur vollständigen Erblindung reichen. (Vgl. Walthes 2003: 51).

Hörbehinderungen betreffen die auditive Wahrnehmung und reichen von leichter Schwerhörigkeit bis zur völligen Gehörlosigkeit. Der Begriff fungiert als übergeordnete Bezeichnung für verschiedene Formen der Einschränkung des Hörvermögens und bezieht sich auf die physiologische Ebene, also auf eine Beeinträchtigung des Gehörs. Gemeinsam ist allen darunter subsummierten Begriffen, dass sie Menschen mit einem reduzierten Hörvermögen oder vollständigem Hörverlust beschreiben. Hörbehinderungen können von der Geburt an bestehen oder erst im Laufe des Lebens erworben werden. (Vgl. Gutjahr 2007: 17–20).

Taubblindheit bezeichnet das gleichzeitige Vorliegen von Seh- und Hörbeeinträchtigungen.

Wenn jemand in seiner Fähigkeit zu hören und zu sehen beeinträchtigt ist, so er ist – je nach Umfang der Beeinträchtigung – hör- und sehbehindert. Ist der Mensch zugleich hochgradig sehbehindert und hörbehindert, gilt er als taubblind. Es handelt sich nicht um eine homogene Gruppe, die unter den Begriff Taubblindheit fällt. Manche Menschen gelten als völlig taub und blind, während andere mehr oder weniger ein eingeschränktes Seh- und Hörvermögen haben. (Hepp 2007: 34).

Nach der Weltgesundheitsorganisation (vgl. WHO 2001) gehören Sinnesbeeinträchtigungen zu den zentralen Funktionsbeeinträchtigungen, die von der *International Classification of Functioning, Disability and Health* (ICF) beschrieben werden. Dabei werden sie nicht nur als medizinische, sondern auch als gesellschaftlich bedingte Barrieren zur Teilhabe verstanden. (Vgl. WHO 2001.).

3.2 Ableismus und ableistischer Sprachgebrauch

Der Ursprung des Begriffes *Ableismus* liegt in den 1980er-Jahren in der Behindertenrechtebewegung der USA. Der Begriff geht auf das englische Wort *able* zurück, das mit *fähig*, *geeignet* oder *befähigt sein* übersetzt werden kann. Durch die Suffigierung mit *-ismus* wird mit *Ableis-*

mus ein System von Handlungen, strukturellen und ideologischen Überzeugungen, Zuschreibungen, Ausschlüssen und Werten beschrieben. (Vgl. Buchner / Pfahl / Traue 2015: o. S.)

Ableismus – auch als *Ableism* bezeichnet – beschreibt die Tendenz, Menschen auf ihre körperlichen oder geistigen Fähigkeiten zu reduzieren. Besonders Menschen mit Behinderungen sind häufig davon betroffen, da ihre Beeinträchtigungen im Alltag in den Mittelpunkt gerückt werden. Dies kann sich sowohl in einer Abwertung (aufgrund der Behinderung) als auch in einer übermäßigen Aufwertung (trotz der Behinderung) äußern. In beiden Fällen werden die Betroffenen nicht als gleichwertige Personen wahrgenommen, sondern mit Etiketten versehen und auf ihre Einschränkungen reduziert. (Vgl. Arnade 2016: 3).

Ableismus bezieht sich demnach auf in der Gesellschaft vorherrschende Strukturen und Denkansätze, die in einer Benachteiligung von Menschen mit Behinderungen münden. In ableistischen Strukturen und Praktiken wird der Wert eines Menschen unter anderem an dessen Leistungsfähigkeit bemessen. Dies führt zu Bewertungen, Zuschreibungen und einer Schlechterstellung von Menschen mit Behinderungen im Vergleich zu nichtbehinderten Menschen. (Vgl. Schöne 2022: 9).

Ableismus stellt ein relevantes Thema in wissenschaftlichen Diskursen dar, auch wenn der Begriff im deutschsprachigen Raum, im Gegensatz zum englischsprachigen Raum, bislang noch wenig gesellschaftliche Verbreitung gefunden hat. In den vergangenen Jahren wurden daher verschiedene Versuche unternommen, Ableismus theoretisch zu fassen und definitorisch einzuordnen. Die Vielzahl dieser Ansätze macht deutlich, wie herausfordernd es ist, den Begriff eindeutig zu bestimmen. Entsprechend unterschiedlich gestalten sich die folgenden Versuche. 2015 veröffentlichte beispielsweise Rebecca Maskos folgende Definition:

Ableismus bezeichnet eine Form der Beurteilung Einzelner hinsichtlich ihrer körperlichen, geistigen und psychischen Fähigkeiten und Funktionen: Personen werden damit auf ihren Körper reduziert und zu Stellvertreter:innen einer vermeintlichen Gruppenidentität. So ist Ableism die treffendere Bezeichnung für etwas, das sonst oft vereinfacht Behindertenfeindlichkeit genannt wird. (Maskos 2015: o. S.)

Rebecca Maskos beschreibt Ableismus als eine diskriminierende Haltung, bei der Menschen auf ihre körperlichen, geistigen und psychischen Fähigkeiten reduziert und als vermeintlich einheitliche Gruppe wahrgenommen werden. Auch das folgende Zitat der US-amerikanischen Disability-Studies-Theoretikerin Simi Linton spricht von der Vorstellung einer Gruppe von Menschen mit Behinderungen. Dieses Zitat, welches bereits 1998 veröffentlicht wurde, zeigt zudem, dass das Thema Ableismus vor allem im englischsprachigen Raum schon lange diskutiert wird:

„[...] that ableism also includes the idea that a person’s abilities or characteristics are determined by disability or that people with disabilities as a group are inferior to nondisabled people.” (Linton 1998: 9)

Linton verdeutlicht hiermit auch, dass Ableismus die Annahme umfasst, dass die Fähigkeiten oder Eigenschaften einer Person allein durch ihre Behinderung bestimmt werden, sowie die Vorstellung, Menschen mit Behinderungen seien als Gruppe weniger wert als nichtbehinderte Menschen.

Cherney definiert Ableismus wie folgt:

I define ableism specifically as an orientation that considers physical deviation from a presupposed norm as a lack. I see it as a system of discrimination that rhetorically invents and employs the idea of a “normal body” and treats physical deviance from that norm as lacking something that all other nondisabled people share. Ableism involves ways of knowing, valuing, and seeing the so-called “abnormal” body as inferior. By extension, ableist discrimination places the “normal” body at the top of an ideological hierarchy, isolates any deviant body as the oppressed Other, and protects this arrangement by denying its presence while promoting practices based upon it. (Cherney 2021: 8 [Hervorhebungen im Original])

Für Cherneys Verständnis von Ableismus ist die Abgrenzung zur Norm bzw. zum *normal body* wesentlich. Außerdem spricht er an, dass diese Abweichungen von der Norm als *lack* angesehen werden. Damit meint er, dass Menschen mit Behinderungen, deren Körper nicht der Norm entsprechen, gesellschaftlich als mangelhaft oder defizitär angesehen und eingestuft werden. Gleichzeitig beschreibt er in seiner Definition die Überlegenheit, die der *normale* Körper gegenüber einem behinderten Körper hat. Zuletzt ist die Diskriminierung, die Menschen mit Behinderungen, bzw. ihren *abnormalen* Körpern entgegengebracht wird, laut ihm eine systematische.

Die Journalistin, Speakerin und Moderatorin Andrea Schöne definiert Ableismus als:

ein geschlossenes System von Denk- und Verhaltensweisen, das sich in verschiedenen Formen innerhalb der Gesellschaft und Institutionen äußert. Nichtbehinderte sind in diesem System privilegiert. Das heißt, sie haben gegenüber behinderten Menschen gesellschaftliche und strukturelle Vorteile, die behinderte Menschen unterdrücken. Nichtbehinderte haben die Deutungshoheit über das Leben und die Eigenschaften, die sie behinderten Menschen zuschreiben. Diese können sowohl positiv als auch negativ besetzt sein, folgen aber stets Stereotypen. Mittel der Zuschreibungen sind beispielsweise Sprache, Gesetze, Gegenstände jeglicher Art und soziale Beziehungen. Im Mittelpunkt der Deutungen steht die Bewertung von Menschen und deren Körpern nach Leistungsfähigkeit, festgelegt von der nichtbehinderten Dominanzgesellschaft. (Schöne 2023: 9)

Für Schöne ist der Begriff Ableismus nicht mit Behindertenfeindlichkeit gleichzusetzen, da Letztere nur einen Teilaspekt von Ableismus darstellt. Ihrer Ansicht nach steht nicht jedes diskriminierende oder herabwürdigende Verhalten gegenüber Menschen mit Behinderungen in Zusammenhang mit körperlicher Gewalt, Aggression oder Hassverbrechen. (Vgl. Schöne 2023: 9). Hier kann demnach eine Abgrenzung bzw. Erweiterung zur Begriffsbestimmung von Maskos gezogen werden.

Tanja Kollodzieyski beschreibt ableistische Strukturen, die ihrer Meinung nach gesellschaftlich tief verwurzelt sind, wie folgt:

Ableismus wird im Wesentlichen von zwei Seiten bestimmt. So beschreibt er auf der einen Seite eine gewisse Wahrnehmungs- und Erwartungshaltung von nichtbehinderten Menschen gegenüber behinderten Menschen. Feindliche Gesinnung kann ein Teil davon sein, muss es aber nicht. Es geht darum, wie nicht-behinderte Menschen das Leben von Menschen mit Behinderung bewerten; welche Bilder und Stereotypen sie im Kopf haben, wenn sie an behinderte Menschen denken, Diese Bilder müssen nicht notwendigerweise aktiv geformt werden, viel eher nehmen diese passiv Gestalt an durch Unwissenheit, subjektive Erfahrungen oder Falschinformationen in den Medien. Gerade diese passiv erzeugten Bilder sind ein großes Problem, weil sie nicht hinterfragt, sondern als Tatsachen betrachtet werden. (Kollodzieyski 2024: 4).

Dieses Zitat thematisiert einen zentralen Aspekt von Ableismus: die gesellschaftliche Konstruktion von Behinderung durch die Wahrnehmung nichtbehinderter Menschen. Es betont, dass ableistische Einstellungen oft nicht aus offener Feindseligkeit, sondern aus Unwissenheit, individuellen Erfahrungen oder medial vermittelten Bildern entstehen. Diese passiv übernommenen Stereotype und Zuschreibungen sind besonders wirksam, da sie selten kritisch reflektiert, sondern als vermeintliche Realität angenommen werden. In diesem Sinne verweist das Zitat auf strukturellen Ableismus, der tief in den Alltagsvorstellungen und kulturellen Denkmustern der Gesellschaft verwurzelt ist und somit das Denken und Handeln gegenüber Menschen mit Behinderungen nachhaltig beeinflusst und das oftmals ohne bewusste Intention. Ableismus wird hier also als ein subtiler, aber wirkungsmächtiger Mechanismus sozialer Ausgrenzung und Andersheit sichtbar.

Sprachwissenschaftliche Auseinandersetzungen mit Behinderungen zeigen, dass Sprache nicht nur Mittel der Kommunikation, sondern ein zentral-fundamentales Instrument gesellschaftlicher Bedeutungszuschreibungen ist. Sprachliche Ausdrucksformen in der Alltagskommunikation sowie in fachlichen Diskursen reproduzieren die Vorstellungen von Normalität und Abweichung. Die soziokulturell ausgerichteten Disability Studies analysieren, wie Sprache gesell-

schaftliche Normen über Körper und Leistung reproduziert, und hinterfragen ebendiese daraus entstehenden ableistischen Begriffe und Diskurse. (Vgl. Helduser 2022: 220-221).

Das Verständnis von Behinderung und die sprachliche Darstellung bzw. der sprachliche Umgang mit ebendieser stehen in einer engen Verbindung und Wechselwirkung zueinander.

„[...] rhetoric can shape the way disability is understood and (in)forms its political implications.“ (Cherney 2011: 1).

Charakteristisch für ableistischen Sprachgebrauch ist, dass er auf normativen Vorstellungen von *Normalität* und *Abweichung* aufbaut. Begriffe wie *blind*, *taub* oder *behindert* werden beispielsweise nicht nur im medizinischen oder beschreibenden Sinn verwendet, sondern häufig auch metaphorisch im dysphemistischen oder euphemistischen Sinne eingesetzt, etwa um Mangel an Einsicht, Fähigkeit oder Handlungsfähigkeit zu kennzeichnen. In diesem Zusammenhang wird Behinderung sprachlich mit Einschränkung, Unfähigkeit oder Inkompetenz assoziiert. (Vgl. Gernsbacher et al. 2016: 10; Schöne 2023: 24–25).

Ein weiteres Merkmal ableistischen Sprachgebrauchs ist, dass er sich häufig nicht aus bewusster Intention ergibt, sondern auf gewohnten Ausdrucksformen und gesellschaftlich geläufigen Bedeutungszuschreibungen beruht. Solche sprachlichen Muster finden sich in der Alltagskommunikation, Medienberichterstattung, in pädagogischen Kontexten sowie institutionellen Texten. In diesen Zusammenhängen kann Sprache zur Reproduktion bestimmter Vorstellungen von Behinderung beitragen, etwa indem Menschen mit Behinderung primär über Merkmale wie Hilfsbedürftigkeit, Einschränkung oder besondere Belastung beschrieben werden. (Vgl. Campbell 2009: 4–9; Gernsbacher et al. 2016: 9–10). So kann Ableismus durch den Sprachgebrauch sichtbar werden. Die Sprache und Begriffe, die verwendet werden, um auf Personengruppen Bezug zu nehmen, verdeutlichen indirekt, wie diese gesellschaftlich gesehen und bewertet werden. (Vgl. Cherney 2021: 11).

In der Forschung, insbesondere in den Disability Studies, wird ableistischer Sprachgebrauch als ein Aspekt gesellschaftlicher Diskurse über Behinderung analysiert. Dabei steht weniger die individuelle Wortwahl im Vordergrund als vielmehr die strukturelle Einbettung sprachlicher Ausdrucksformen in soziale, kulturelle und institutionelle Bedeutungszusammenhänge.

3.3 Disability Studies

Disability Studies sind ein interdisziplinäres Forschungsfeld, das sich mit Behinderung als gesellschaftlich und kulturell konstruiertem Phänomen auseinandersetzt. Im Zentrum steht die Frage, wie Bedeutungen von Behinderungen entstehen, welche gesellschaftlichen Strukturen sie prägen und wie Diskurse über Behinderung auf politische, soziale und kulturelle Verhält-

nisse einwirken. Anders als medizinische oder rehabilitationswissenschaftliche Ansätze betrachten Disability Studies Behinderung nicht primär als individuelles Defizit, sondern als Ergebnis sozialer Barrieren, institutioneller Ausschlüsse und normativer Vorstellungen von Körper, Leistung und Autonomie. (Vgl. Waldschmidt 2005: 9–10; Goodley 2011: 8–10).

Der disziplinübergreifende Charakter der Disability Studies vereint Perspektiven aus Soziologie, Kulturwissenschaften, Geschichtswissenschaften, Philosophie, Pädagogik, Gender Studies, Rechtswissenschaften und anderen Feldern. Zentrale Fragestellungen beziehen sich darauf, wie Machtverhältnisse, soziale Ungleichheit und Normalitätsvorstellungen Behinderung hervorbringen und strukturieren. (Vgl. Davis 2013: 232). Ein wichtiges Anliegen der Disability Studies ist die Dekonstruktion ableistischer Normen, also jener gesellschaftlichen Annahmen, nach denen bestimmte körperliche oder geistige Fähigkeiten als selbstverständlich, natürlich oder erstrebenswert gelten. Sprache, Bildung, Medien, Architektur oder Technik werden als Bereiche untersucht, in denen solche Normen produziert und aufrechterhalten werden. (Vgl. Campbell 2009: 5–7). Darüber hinaus reflektieren Disability Studies kritisch, wie auch wissenschaftliche Diskurse selbst zur Konstruktion von Behinderung beitragen können, etwa durch pathologisierende, defizitorientierte oder paternalistische Perspektiven.

Disability Studies verstehen sich häufig als politisch engagierte Forschung, die eng mit der internationalen Behindertenbewegung verknüpft ist. Sie betonen die Bedeutung von Selbstvertretung, Inklusion und Menschenrechten. Eine wichtige Rolle spielt dabei das Prinzip *Nothing about us without us*, welches als Forderung angesehen werden kann, dass Menschen mit Behinderungen nicht nur Gegenstand, sondern aktive Gestaltende wissenschaftlicher Forschung und gesellschaftlicher Prozesse sein wollen und sollen. (Vgl. Charlton 1998: 3–4).

4 Historische Reflexion des (sprachlichen) Umgangs mit Behinderungen

Um den gesellschaftlichen Umgang mit Menschen mit Behinderungen aufzeigen respektive reflektieren zu können, ist es lohnend, einen Blick in die Vergangenheit zu werfen, um darstellbar zu machen, wie schwer die Stellung von Betroffenen im gesellschaftlichen Kontext lange Zeit war und in vielerlei Hinsicht immer noch ist. Die systematische Verfolgung und Ermordung von Menschen mit Behinderungen zur Zeit des NS-Regimes stellt historisch den extremsten Umgang mit Betroffenen dar, doch wird im Folgenden in einem kurzen Abriss gezeigt, dass die Stellung von Menschen mit Behinderungen historisch betrachtet stets eine sehr schwere und ableistische war und sich das auch in der Sprache gezeigt hat. Damit der Rahmen vorliegender

Arbeit nicht gesprengt wird, wird der historische Rückblick nur sehr knapp ausgeführt und erhebt dementsprechend auch nicht den Anspruch auf Vollständigkeit.

Als Anmerkung soll an dieser Stelle zudem erwähnt werden, dass in diesem Kapitel auch Begriffe und Bezeichnungen für Menschen mit Behinderungen genannt werden, die heutzutage klar ableistisch und im Sprachgebrauch nicht mehr geläufig sind. Der Grund dafür ist, dass auf diese Weise die Gewalt, mit denen Betroffenen in früheren Zeiten begegnet wurde, und die damit in Verbindung stehenden sprachlichen Bezeichnungen ins Bewusstsein gerückt werden sollen.

4.1 Antike

Ein Rückblick in die Antike kann mit einem Zitat des griechischen Schriftstellers Plutarch exemplarisch und kompakt erfolgen:

Das zur Welt Gekommene aufzuziehen, unterlag nicht der Entscheidung des Erzeugers, sondern er hatte es an einen Ort zu bringen, Lesche (Sprechhalle) genannt, wo die Ältesten der Gemeindegossen saßen und das Kind untersuchten und, wenn es wohlgebaut und kräftig war, seine Aufzucht anordneten und ihm eins der neuntausend Landlose zuwiesen; war es aber schwächlich und missgebildet, so ließen sie es zu der so genannten Ablage (Apothetai) bringen, einem Felsabgrund am Taygetos. Denn sie meinten, für ein Wesen, das von Anfang an nicht fähig sei, gesund und kräftig heranzuwachsen, sei es besser, nicht zu leben, sowohl um seiner selbst wie um des Staates willen. (Mürner 1996: 60)

Inwieweit diese Praxis tatsächlich umgesetzt wurde, ist nicht klar. Es gibt einige Interpreten, die der Meinung sind, dass derartige Überlieferungen, wie diese von Plutarch, philosophische Betrachtungen waren und keine gängige Praxis. Dennoch kann als prägendes Merkmal der Antike im Umgang mit Menschen mit Behinderungen festgemacht werden, dass der Nutzen für die Gesellschaft in Verbindung damit stand, welches Leben als lebenswert erachtet wurde, und welches nicht. (Vgl. Schär 2014: 37).

4.2 Mittelalter

Im Mittelalter wurden Behinderungen und Krankheiten mit Sünde, Strafe und Schuld verflochten. Darüber hinaus wurden die als *Narren* bezeichneten Menschen oftmals Opfer von Zurschaustellungen und Exorzismen. Menschen mit Behinderungen wurden auf ihre Behinderung reduziert, und in vielen Fällen in die Rolle der Hofnarren gedrängt (vgl. Mürner/Sierck 2015: 26).

4.3 Industrielle Revolution

Mit Beginn der industriellen Revolution (ca. 1830) und den damit verbundenen Veränderungen der Arbeits- und Wohnbedingungen wurden Menschen mit Behinderungen und Ältere vor allem zu einer Last, für deren Versorgung kaum Kapazitäten blieben. Um die Last, die diese *Störfaktoren* für die von der Arbeit erschöpften Familienmitglieder mit sich brachten, zu erleichtern, wurden im Laufe der folgenden Jahrzehnte zahlreiche Heil- und Pflegeanstalten errichtet. Diese organisierte Aussonderung von Menschen mit Behinderungen kann als Beginn jener *sozialen Frage* angesehen werden, auf die dann das nationalsozialistische Regime im 20. Jahrhundert die Antwort *Euthanasie* gab. (Vgl. Mürner / Sierck 2015: 27). Im 19. Jahrhundert waren die *außergewöhnlichen Körper* von Menschen mit Behinderungen ein Phänomen, welches in der Medizin als *Monstrosität* und populär als *freak* oder *Laune der Natur* bezeichnet wurde. Diese *Launen der Natur* weckten einerseits die Neugier und Faszination und andererseits auch eine Abwehr und Distanzierung der *Normalen*. (Vgl. Mürner / Sierck 2015: 27).

Betroffene wurden dem öffentlichen Raum entzogen und in entsprechenden Anstalten untergebracht. Ihre Körper waren ein für die Wissenschaft interessantes Forschungsfeld und wurden ausführlich untersucht und interpretiert, um eine möglichst genaue Vorstellung von *den anderen* zu bekommen. Gleichzeitig waren sie eine lukrative Massenunterhaltung in Form von *freakshows* und Kolonialausstellungen in europäischen und nordamerikanischen Städten, wo die *Monster* zur Schau gestellt wurden. Dieses Bestaunen des *Exotischen* wurde im Zuge der kolonialen Eroberung um eine rassistische Komponente ergänzt, da auch Angehörige von fremden Völkern mit einem anderen Aussehen als Trophäen präsentiert wurden. Diese Form der Zurschaustellung fand nach dem Ersten Weltkrieg ihr Ende, da die zahlreichen Kriegsoffer mit ihren *außergewöhnlichen Körpern* fester Bestandteil des Straßenbildes wurden und man sich daher an die *Andersartigkeit* gewöhnte. (Vgl. Mürner / Sierck 2015: 28).

4.4 Erster Weltkrieg

Das Ende des Ersten Weltkrieges war auch der Beginn des organisierten Kampfes von Menschen mit Behinderungen für ihre ökonomischen, sozialen und politischen Rechte. Organisierte aktivistische Gruppen traten öffentlich in Erscheinung, um ihre Anerkennung als handelnde Subjekte, ihre Stellung als gleichberechtigte Bürger:innen und ihre Emanzipation einzufordern. Aktivist:innen dieser ersten Behindertenbewegung machten durch das Veröffentlichen von Schriften auf die Lebenslagen von Menschen mit Behinderungen aufmerksam. Rückblickend können diese Publikationen als Vorläufer der Disability Studies gesehen werden. Die folgenden Versuche, sich aus der Fremdbestimmung zu befreien, die Betroffene in den 1970er- und

1980er-Jahren in Österreich, der Schweiz und Westdeutschland unternahmen, wurden ohne Kenntnis über die historischen Vorläufer unternommen. (Vgl. Fuchs 2022: 36).

Der Erste Weltkrieg spielte historisch betrachtet eine weitere wichtige Rolle im Umgang mit Menschen mit Behinderungen. Durch die Dauer des Krieges, die unzähligen Verluste und den erstmaligen Einsatz neuer Kriegsgeräte und Massenvernichtungswaffen, die schwerwiegende physische, psychische und mentale Beeinträchtigungen zur Folge hatten, wurde die Gesellschaft vor erhebliche soziale und ökonomische Herausforderungen gestellt. Daraus resultierte ein enormer Wissens- und Professionalisierungszuwachs einiger medizinischer Disziplinen, beispielsweise der Orthopädie. (Vgl. Rauh 2013: 43–44). Beauftragt von der Kaiserin begann beispielsweise Biesalski mit Kriegsbeginn mit der Entwicklung des Konzeptes der *Kriegsbeschädigtenfürsorge*, welche als Grundlage die Vorerfahrungen mit körperlich behinderten Minderjährigen heranzog und diese für erwachsene Soldaten adaptierte (vgl. Fuchs 2022: 38).

Menschen mit Beeinträchtigungen wurden zu Objekten professionellen, humanitären, gesundheits- und sozialpolitischen Handelns, denen durch fachliche Intervention und Hilfestellung ein Leben in der Gemeinschaft der ‚Gesunden‘ erschlossen werden sollte. Ziel war eine möglichst weitgehende Angleichung an das physische Ideal, die Norm des unverletzten, in seinen Funktionen nicht eingeschränkten und ästhetisch unveränderten Körpers. (Fuchs 2022: 38 [Hervorhebung im Original])

Somit verhalfen die Schrecken des Ersten Weltkrieges Menschen mit Behinderungen zu einer verbesserten medizinischen Fürsorge und weniger gesellschaftlicher Ausgrenzung. Das Paradox im Umgang mit Menschen mit Behinderungen in den Kriegsjahren – sowohl im Ersten als auch im Zweiten Weltkrieg – war, dass Soldaten, die durch eine Kriegsverwundung behindert geworden sind, als Helden angesehen wurden, während Menschen mit einer angeborenen Behinderung ausgegrenzt, bevormundet und im Zweiten Weltkrieg sogar verfolgt und ermordet wurden.

4.5 Zweiter Weltkrieg

Bereits 1920 erschien *Die Freigabe der Vernichtung lebensunwerten Lebens* (1922), ein Buch des Juristen Karl Binding und des Psychiaters und Neuropathologen Alfred Hoche. In dem Werk plädierte Binding für die straffreie Tötung von Menschen, die aufgrund einer Verwundung oder Krankheit vermeintlich den Wunsch nach *Erlösung* verspürten. Weiters sollten *unheilbar Blödsinnige* und *Bewusstlose*, deren Aussicht es laut Binding war, zu einem *namenlosen Elend* zu erwachen, von ihrem *unwerten Leben* befreit werden. (Vgl. Münner / Sierck 2015: 28–29). Binding war der Ansicht, dass *Blödsinnige* keinen Lebenswillen verspüren:

„Sie haben weder den Willen zu leben noch zu sterben. So gibt es ihrerseits keine beachtliche Einwilligung in die Tötung, andererseits stößt diese auf keinen Lebenswillen, der gebrochen werden müßte.“ (Binding / Hoche 1922: 31)

Hoche, der sich hauptsächlich mit den *unheilbar Blödsinnigen* beschäftigte, welche er als *Ballastexistenzen*, *geistig Tote* oder *Defektmenschen* bezeichnete, unterstützte Binding in seinem Vorhaben der Tötung ebendieser Menschen. Um die Tötung zu rechtfertigen, argumentierte Hoche mit dem *Zustand völliger Hilflosigkeit*, der *Notwendigkeit der Versorgung durch Dritte*, dem *Fehlen des Selbstbewusstseins*, dem *Fehlen irgendwelcher produktiver Leistungen* und einem intellektuellen Niveau, das laut ihm *erst tief unten in der Tierreihe wieder gefunden wird*. (Vgl. Binding / Hoche 1922: 55–57).

Die Formulierungen und Gedanken von Binding und Hoche, die sie in ihrem Werk festgehalten haben, dienten später der nationalsozialistischen Propaganda in der Argumentation für die Tötung *unwerten Lebens* (vgl. Münner / Sierck 2015: 30). Mit der nationalsozialistischen Machtübernahme im Jahr 1933 gingen tiefgreifende Anpassungsprozesse einher. Es wurden Unterscheidungen zwischen *wertvollen* und *minderwertigen* Menschen mit Beeinträchtigungen vorgenommen und die Zwangssterilisation von *minderwertigen* Menschen durchgesetzt und argumentiert, dass die *Krüppelfürsorge* dazu beitragen müsse „daß schwere erbliche körperliche Mißbildungen verhütet werden“ (Eckhardt 1937: 667). Das Gesetz zur Zwangssterilisation mündete in der Sterilisation von ungefähr 400.000 Menschen mit unterschiedlichen Behinderungen oder sozialen *Auffälligkeiten* (vgl. Münner / Sierck 2015: 30).

Die Unterscheidung zwischen *minderwertigen* und *wertvollen* Behinderten wurde auch sprachlich markiert, indem die *Minderwertigen* zunehmend als *Krüppel* bezeichnet wurden, und die *Wertvollen* als *Körperbehinderte*, die einen Mehrwert für die Gesellschaft hatten, da sie arbeitsfähig und *erbggesund* waren. *Gesunde* oder *Unbehinderte* wurden ab 1935 als *Nichtbehinderte* bezeichnet. (Vgl. Fuchs 2022: 146). Mit Beginn des Zweiten Weltkrieges ging das NS-Regime mit Maßnahmen, die die Zwangssterilisation an Radikalität noch übertrafen, gegen *unwertes Leben* vor, „um den ‚Volkskörper‘ von kranken, ‚minderwertigen‘, ‚gemeinschaftsunfähigen‘ und nicht produktiv ‚leistungsfähigen‘ Gruppen von Menschen zu ‚reinigen‘.“ (Fuchs 2022: 41 [Hervorhebungen im Original]).

Der offizielle Beginn des Mordprogrammes und der damit einhergehenden systematischen Vergasung, bezeichnet als *Aktion T4*, war der 18. August 1939, wobei bereits 1938 das Sterben in vielen deutschen Heil- und Pflegeanstalten beschleunigt und die dortige Sterbequote zum Ansteigen gebracht wurde (vgl. Aly 2013: 42–46).

Die meisten Opfer der Euthanasie litten an realen, nicht an herbeidiagnostizierten Problemen, die allermeisten erfüllten das zentrale Kriterium der Morde: Sie konnten nicht hinlänglich produktiv arbeiten, sie brauchten Gelder, banden Ressourcen und Arbeitskräfte. Deshalb mussten sie sterben. (Aly 2013: 20)

Im Zuge der nationalsozialistischen Euthanasie wurden bis 1945 etwa 300.000 Menschen (verlässliche Zahlen liegen allerdings in erster Linie für Osteuropa nicht vor) in Europa ermordet, die (insbesondere geistig) behindert, psychisch krank sowie sozial unerwünscht waren (vgl. Fuchs 2022: 41).

Die vielen Beteiligten sprachen beschönigend von Erlösung, Lebensunterbrechung, Gnadentod, Sterbehilfe oder eben von Euthanasie. Sie agierten halb geheim, doch inmitten der Gesellschaft. Viele Deutsche befürworteten den gewaltsamen Tod der ‚nutzlosen Esser‘ [...]. Langsam tauchen jene Vergessenen wieder auf, die sterben mussten, weil sie als verrückt, lästig oder peinlich empfunden wurden, weil sie unnormal, gemeingefährlich, arbeitsunfähig oder dauernd pflegebedürftig waren, weil sie ihre Familien mit einem Makel belasteten. (Aly 2013: 9 [Hervorhebung im Original])

Vor allem im Zweiten Weltkrieg wurde Sprache als ein manipulatives Werkzeug gebraucht, um Verbrechen beschönigend zu umschreiben und die verrichteten Gewalttaten nur verschleiert mit der Öffentlichkeit zu teilen. Insbesondere die Bezeichnung *lebensunwertes Leben* kann als Entmenschlichung von Betroffenen angesehen werden, um diese gezielt ermorden und diese Verbrechen nach außen hin als Notwendigkeit abstempeln zu können. (Vgl. Schöne 2023: 23). Der gesamte hier dargelegte Rückblick zeigt aber, dass diese sprachliche Entmenschlichung von Menschen mit Behinderungen geschichtlich gesehen sehr weit zurückgeht. Die Sprache diente als Mittel, um Betroffene auszugrenzen, sie zur Schau zu stellen, Geld mit ihren Körpern verdienen zu können oder sich ihrer entledigen zu können.

4.6 Nachkriegszeit

Die Zeit nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges kann mit Blick auf die Thematik der vorliegenden Arbeit grob gesagt in vier Phasen unterteilt werden. Von 1945–1970 waren Menschen mit Behinderungen unsichtbare Bürger:innen und Objekte der Prävention und Rehabilitation. Die Verantwortung dafür hatte die Sozialkommission der 1945 gegründeten Vereinten Nationen inne. In der zweiten Phase von 1970–1980 waren behinderte Menschen Subjekte der Rehabilitation. Diese Phase brachte die erstmalige Ausformulierung der Rechte von behinderten Menschen. Der Zeitraum von 1980–2000 kann als die dritte Phase und Ära des Beginns der offiziellen Anerkennung der Menschenrechte behinderter Menschen angesehen werden, da sie hier erstmalig als Menschenrechtsobjekte behandelt wurden. Die vierte bis heute andauernde

Phase begann 2000, mit der Betrachtung von Menschen mit Behinderungen als Menschenrechtssubjekte. Durch die UN-Behindertenrechtskonvention wurde das Thema Behinderung zum ersten Mal auch institutionell in das Menschenrechtssystem der Vereinten Nationen aufgenommen. (Vgl. Degener 2015a: 61-63).

Auch nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges war das Leben von Menschen mit Behinderungen noch lange durch Fremdbestimmung und Ausgrenzung, in Form von pädagogischen Sondereinrichtungen (z. B. Sonderschulen), Heimen oder Anstalten, bestimmt (vgl. Mürner / Sierck 2015: 32–33). Das änderte sich allmählich, als Anfang der 1970er-Jahre zunehmend mehr Menschen mit Behinderungen durch Proteste, Demonstrationen, Blockaden und Klagen gegen die ableistischen und diskriminierenden strukturellen Bedingungen vorgingen. Neben dem Aufbrechen behindertenfeindlicher und ableistischer Strukturen war das Ziel der Aktivist:innen die Schaffung der Voraussetzungen für ein selbstbestimmtes Leben. So wurde im deutschsprachigen Raum – Deutschland, Österreich, Schweiz – um 1980 die *Selbstbestimmt Leben Bewegung* gegründet, die sich für die Realisierung einheitlicher Ziele einsetzte. (Vgl. Schönwiese 2019: 78–79).

Zentrale Ausgangspunkte waren persönliche Erfahrungen von Unterdrückung und entsprechende Empörung über Verweigerung von Lebens- und Menschenrechten. Gemeinsamer Widerstand – oder wissenschaftlicher: ein kollektives Subjekt des Widerstands – ging daraus hervor; private Erfahrung von Ausschluss, Marginalisierung und Stigmatisierung verwandelte sich in ein politisches Geschehen des sich Wehrens. Ausschlaggebend für die neue Blickrichtung war, dass Behinderung nicht länger der Deutungsmacht sogenannter anwendungsorientierter Wissenschaften (Medizin, Psychologie, Heil-/Sonderpädagogik) überlassen wurde, die Behinderung als individuelles und bearbeitungsbedürftiges Problem definieren und durch Heilung, Rehabilitation oder Therapie ein Versprechen auf die normalisierende Veränderung des Subjektes abliefern. Dieser Perspektivenwechsel entfaltete eine identitätsstiftende Wirkung, da sich durch ihn persönliche Erfahrungen zu einem gemeinsamen Erfahrungsraum verdichten konnten. (Schönwiese 2019: 79)

Dieser politische und gesellschaftliche Einsatz setzt sich bis in die Gegenwart fort, wobei erwähnt werden muss, dass die *Selbstbestimmt Leben Bewegung* in den folgenden Jahren und Jahrzehnten einige mitunter auch sehr große Erfolge erzielen konnte. Insbesondere der Versuch, ableistische Strukturen, die gesellschaftlich immer noch (oftmals unwissentlich und ohne Intention) tief verankert sind, aufzubrechen, ist nach wie vor einer der Aspekte, bei dem nach Veränderung gestrebt wird. Ein weiteres Beispiel für immer noch umkämpfte Rechte sind Zwangssterilisationen. Die Zwangssterilisation von Menschen mit Behinderungen, die gängige

Praxis des Zweiten Weltkrieges war, ist auch heute noch in einigen Ländern die Realität für Frauen mit Behinderungen, obwohl dies eine Menschenrechtsverletzung darstellt.

Women and girls with disabilities are at particular risk of forced and coerced sterilisations performed under the auspices of legitimate medical care or the consent of others in their name. Forced sterilisation of women and girls with disabilities is a practice that remains rife throughout the world, and represents grave violations of multiple human rights. (Frohmader / Ortoleva 2013: 3)

Diese Sterilisationen gibt es in Nord- und Südamerika, Afrika, Asien und Europa. Dabei wird zwischen *forced sterilizations*, die ohne das Wissen und/oder die Zustimmung der Betroffenen durchgeführt werden, und *coerced sterilizations*, bei denen die Betroffenen manipuliert und gedrängt werden, den Eingriff durchführen zu lassen, unterschieden. In beiden Fällen handelt es sich um Menschenrechtsverletzungen. (Vgl. Open Society Foundations 2015: 2). Dies zeigt, dass auch heute noch Menschenrechte verletzt und gesetzliche Regelungen missachtet werden. Dies gilt es, im folgenden Kapitel im Hinterkopf zu behalten, denn auch in Österreich werden gesetzliche Vorgaben, etwa bauliche Richtlinien, in Bezug auf Menschen mit Behinderungen oft nicht umgesetzt.

Die bereits erzielten Erfolge bzw. die aktuelle gesetzliche Lage werden im Folgekapitel dargelegt. Zuvor aber an dieser Stelle noch einmal ein Hinweis darauf, dass der obige historische Rückblick sehr knapp gehalten wurde und mit Sicherheit nicht alle relevanten Ereignisse und Epochen behandelt werden konnten.

5 Gesetzliche Regelungen zu Rechten von Menschen mit Behinderungen

Im Folgenden wird auf die aktuellen gesetzlichen Regelungen zu den Rechten von Menschen mit Behinderungen Bezug genommen. Dabei wird die UN-Behindertenrechtskonvention, zu der auch Österreich sich verpflichtet hat, genauer betrachtet.

5.1 UN-Behindertenrechtskonvention

Das Übereinkommen der Vereinten Nationen über die Rechte von Menschen mit Behinderungen bzw. die UN-Behindertenrechtskonvention (UN-BRK) war der Beginn einer neuen Ära in der internationalen Behindertenpolitik. In dieser Konvention wurden die Rechte von behinderten Menschen erstmalig in der Geschichte der Vereinten Nationen festgeschrieben. Erarbeitet wurde die UN-BRK von 2001 bis 2006 in acht jeweils mehrwöchigen Arbeitssitzungen, bei denen die 193 Mitgliedstaaten der Vereinten Nationen, Organisationen wie die Weltgesund-

heitsorganisation, das Kinderhilfswerk, das Büro des Hohen Kommissars für Menschenrechte, nationale Menschenrechtsinstitute und Nichtregierungsorganisationen zusammenkamen und gemeinsam an der Ausarbeitung der Konvention mitwirkten. Formelle Stimmberechtigung hatten nur die jeweiligen Staatenvertreter:innen, dennoch spielte der Leitsatz der Behindertenbewegung (*Nichts ohne uns über uns*) eine tragende Rolle. Das Ergebnis waren zwei völkerrechtliche Verträge, zum einen das Übereinkommen über die Rechte von Menschen mit Behinderungen und zum anderen ein Fakultativprotokoll, in dem besondere Verfahrensarten im Zusammenhang mit der Umsetzung der Konvention festgelegt wurden. (Vgl. Degener 2015a: 55–58). Die UN-BRK ist die UN-Menschenrechtskonvention mit der kürzesten Verhandlungsgeschichte und der höchsten Zahl an Unterzeichnungen innerhalb der ersten zwei Jahre ihrer Existenz. Bis heute wurde sie von 164 Mitgliedstaaten der Vereinten Nationen unterzeichnet, wobei bereits am Tag der Veröffentlichung 82 Staaten die Konvention und 44 das Fakultativprotokoll unterzeichnet haben. (Vgl. United Nations o. J.).

Das Übereinkommen besteht aus 50 Artikeln und das Fakultativprotokoll aus 18. Das Leitmotiv der UN-BRK ist der Paradigmenwechsel vom medizinischen zum sozialen Modell von Behinderung. Für die Konvention waren demnach die gesellschaftlichen Barrieren, die Menschen mit Behinderungen die volle Teilhabe erschweren oder verwehren, Ausgangspunkt der Erarbeitung. (Vgl. Degener 2010: 57).

In Artikel 1 wird festgelegt, wer zu den Menschen mit Behinderungen gezählt wird und für wen die Regelungen der Konvention gelten:

Persons with disabilities include those who have long-term physical, mental, intellectual or sensory impairments which in interaction with various barriers may hinder their full and effective participation in society on an equal basis with others. (United Nations 2006: 4)

Hierbei handelt es sich um ein sehr inklusives Verständnis von Behinderung, das jegliche Formen von Behinderungen einbezieht und niemanden ausschließt. Darüber hinaus wird in Artikel 1 der Zweck des Übereinkommens beschrieben:

The purpose of the present Convention is to promote, protect and ensure the full and equal enjoyment of all human rights and fundamental freedoms by all persons with disabilities, and to promote respect for their inherent dignity. (United Nations 2006: 4)

An dieser Stelle wird somit Bezug auf die Menschenrechte genommen, die durch die Bestimmungen der Konvention auch für Menschen mit Behinderungen umgesetzt werden sollen. Dass dies dennoch nicht immer der Fall ist, zeigt beispielsweise die bereits weiter oben dargestellte

Situation hinsichtlich der Sterilisationen von behinderten Frauen auch in Mitgliedsstaaten, die die UN-BRK unterzeichnet und sich demnach eigentlich zu dieser verpflichtet haben.

Neben der Zweckbestimmung der Konvention geht es vor allem um die acht Prinzipien, welche in Artikel 3 bestimmt sind. Diese umfassen das Prinzip der Autonomie und der damit in Verbindung stehenden Achtung der Menschenwürde, die Grundsätze der Nichtdiskriminierung, Barrierefreiheit und Chancengleichheit, Partizipation und Inklusion sowie das Prinzip von Diversität von Menschen mit Behinderungen und der Akzeptanz dieser Menschen als Teil der menschlichen Vielfalt (vgl. Degener 2015a: 58; United Nations 2006: 5). In Artikel 4 werden die allgemeinen Pflichten, die mit dem Unterzeichnen dieser Menschenrechtskonvention einhergehen, behandelt. Staaten, die die Konvention unterzeichnet haben, sind zur Einhaltung ebendieser verpflichtet. Demnach stellt Artikel 4 das rechtliche Herzstück der UN-BRK dar, welches sich an das gesamte staatliche Handeln richtet. Die Umsetzung der Verpflichtungen ist langfristig entsprechend der verfügbaren Mittel zu verwirklichen. In Artikel 5 wurde festgehalten, dass alle Menschen vor dem Gesetz gleich sind und dementsprechend den gleichen Schutz und die gleichen Vorteile durch das Gesetz haben. (Vgl. Bruckner 2019: 165; United Nations: 5–7).

Artikel 8 ist dem Thema Bewusstseinsbildung gewidmet. Dieser Artikel ist ein Aufruf an die Staaten, durch unterschiedliche Maßnahmen dem negativen Bild hinsichtlich Menschen mit Behinderungen entgegenzuwirken und die Gesellschaft im positiven Sinne über Behinderung aufzuklären, da ein Bewusstseinswandel in der Gesellschaft als Grundvoraussetzung für eine inklusive Gesellschaft, in der behinderte Menschen gleichberechtigt ihre Rechte ausüben können, angesehen wird. (Vgl. Degener 2015a: 59; United Nations 2006: 8–9; Bruckner 2019: 167).

Um Barrierefreiheit geht es in Artikel 9, wobei hier anzumerken ist, dass der UN-BRK ein umfassendes Verständnis von Barrierefreiheit zugrunde liegt, welches über die Grenzen der baulichen Barrierefreiheit hinausgeht (vgl. Bruckner 2019: 167).

To enable persons with disabilities to live independently and participate fully in all aspects of life, States Parties shall take appropriate measures to ensure to persons with disabilities access, on an equal basis with others, to the physical environment, to transportation, to information and communications, including information and communications technologies and systems, and to other facilities and services open or provided to the public, both in urban and in rural areas [...]. (United Nations 2006: 9)

In der UN-BRK finden sich mindestens siebzehn subjektive Menschenrechte, die der Allgemeinen Menschenrechtserklärung von 1949 entsprechen. Bereits während der Verhandlungen

wurde betont, dass das Ziel der Konvention nicht darin bestand, neue Menschenrechte oder Sonderrechte zu formulieren, sondern den vorhandenen Menschenrechtskatalog, der bereits universal anerkannt war, auf den Kontext Behinderung anzupassen (vgl. Degener 2015a: 59). Nach Schulze (2011) lassen sich der UN-BRK dennoch spezifische Rechte entnehmen, da diese die Lebensrealitäten von Menschen mit Behinderungen berücksichtigen.

Diese Gliederung umfasst Personenschutzrechte, wozu beispielsweise das Recht auf Leben (Artikel 10), Freiheit und Sicherheit der Person (Artikel 14) und Freiheit von Gewalt, Ausbeutung und Missbrauch (Artikel 16) zählt. Darüber hinaus zählen laut Schulze auch die Selbstbestimmungsrechte zu den speziellen Rechten. Hierzu zählt die Rechts- und Handlungsfähigkeit von Menschen mit Behinderungen in allen Lebensbereichen (Artikel 12) und das Recht auf gleichberechtigten Zugang zum Recht (Artikel 13). Weiters genannt werden kann hier Artikel 19, der besagt, dass Menschen mit Behinderungen das Recht haben, selbst zu entscheiden, wo und mit wem sie leben möchten, und nicht gezwungen werden dürfen in besonderen Wohnformen leben zu müssen. Artikel 29 beschreibt das Recht auf die Teilhabe im öffentlichen und politischen Leben. (Vgl. Schulze 2011: 6–7).

Ein weiteres Selbstbestimmungsrecht stellen nach Schulze das Recht auf ein Familienleben und die Freiheitsrechte dar. Darunter fällt beispielsweise Artikel 18, der das Recht auf Staatsangehörigkeit festlegt, weiters das Recht der freien Meinungsäußerung, auf Meinungsfreiheit und Zugang zu Informationen (Artikel 21) oder Artikel 20 zum Recht auf persönliche Mobilität. Als letztes spezielles Recht kategorisiert Schulze die wirtschaftlichen und sozialen Rechte. Ein wesentliches Recht diesbezüglich ist beispielsweise das Recht auf Bildung (Artikel 24), welches ein inklusives Bildungssystem einfordert. Darüber hinaus wurde in Artikel 27 das Recht auf Arbeit und Beschäftigung vorgegeben, welches besagt, dass es Menschen mit Behinderungen ermöglicht werden muss, sich ihren Lebensunterhalt durch eine Tätigkeit auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt verdienen zu können, welcher dementsprechend inklusiv gestaltet sein muss. (Vgl. Schulze 2011: 7–11).

Die Artikel 31–40 sind der Durchführung und Überwachung der Konvention gewidmet. Beispielhaft kann Artikel 31 genannt werden, der eine Verpflichtung zur Sammlung von Daten vorschreibt, um die Ausarbeitung und Durchführung der UN-BRK überprüfen zu können. Artikel 41–50 sind Schlussbestimmungen, bei denen es sich um technische Vertragsbestimmungen handelt, wie beispielsweise das Inkrafttreten (Artikel 45) oder die Erklärung von Vorbehalten (Artikel 46). (Vgl. Bruckner 2019: 169–170).

Für die Überwachung der Umsetzung hat die UN-BRK, wie alle Menschenrechtskonventionen der Vereinten Nationen, einen internationalen Überwachungsausschuss, welcher jährlich mehrere Wochen in Genf tagt. Der Ausschuss wird von der jährlich in New York stattfindenden Konferenz der Vertragsstaaten gewählt und besteht aus 18 Expert:innen, die regierungsunabhängig sein müssen. Bei der Zusammensetzung des Ausschusses wird in Bezug auf die geografische Herkunft und die Geschlechterzugehörigkeit auf Ausgewogenheit geachtet. Zudem sollen die Mitglieder Expert:innen in Sachen Menschenrechte und Behindertenpolitik sein. Durch drei Verfahren (Staatenberichtsverfahren, Beschwerdeverfahren und Untersuchungsverfahren) überprüft der Ausschuss die Umsetzung und Einhaltung der Konvention. (Vgl. Degener 2015a: 66–67).

5.2 Umsetzung in Österreich

In Österreich gilt die UN-BRK seit dem 26. Oktober 2008. Seither muss sie bei der Gesetzgebung, Rechtsprechung und der Vollziehung von Gesetzen beachtet werden. (Vgl. Bundesministerium für Arbeit, Soziales, Gesundheit und Konsumentenschutz).

Die Zuständigkeit für Angelegenheiten rund um das Leben und die Rechte von Menschen mit Behinderungen wurde in Österreich dem Sozialministerium zugesprochen. Zudem wurde für Bundesangelegenheiten ein unabhängiger Monitoring-Ausschuss geschaffen und auch die Bundesländer haben für ihren Kompetenzbereich Stellen gegründet bzw. die Aufgabe des Monitorings einer bestehenden Stelle übergeben. (Vgl. Bruckner 2019: 170–171). Da für die Umsetzung der UN-BRK eine Strategie notwendig war, erarbeitete das Sozialministerium in Zusammenarbeit mit den anderen Bundesministerien den Nationalen Aktionsplan 2012–2020, welcher am 24. Juli 2012 von der Bundesregierung beschlossen wurde. (Vgl. Bruckner 2019: 172).

5.3 Lücken der Umsetzung in Österreich

Hinsichtlich der Umsetzung der UN-BRK in Österreich gibt es nach wie vor Bereiche, in denen die Beschlüsse der Konvention unzureichend erfüllt werden. In diesem Kapitel soll ein komprimierter Überblick über diese Bereiche gegeben werden. Auch hier wird das Thema nur knapp behandelt, da sonst der Rahmen der Arbeit gesprengt werden würde.

Ein Problem, welches es in Österreich in Bezug auf die Umsetzung der UN-BRK gibt, ist, dass der Paradigmenwechsel hin zum sozialen Modell von Behinderung nicht stattgefunden hat. So kommt es, dass der Behinderungsgrad, die Pflegegeldstufe sowie die Arbeitsfähigkeit nur nach medizinischen Kriterien beurteilt und ermittelt werden. Ein weiterer problematischer Faktor ist

die Barrierefreiheit, da es in Österreich keinen umfassenden und inklusiven Ansatz von Barrierefreiheit gibt. Durch die föderale Bundesländer-Struktur gibt es neun verschiedene Bauordnungen. Außerdem gibt es aufgrund des Föderalismus in Österreich auch in den Bereichen persönliche Assistenz, Hilfsmittelversorgung und Behindertenhilfegesetze keine österreichweit einheitlich geltenden Regelungen und Standards. (Vgl. Bruckner 2019: 173–175).

Zudem ist in Österreich bis dato kein inklusives Bildungssystem geschaffen worden, da beispielsweise immer noch *Sonderschulen* existieren und es zu wenige Pädagog:innen gibt, die die Gebärdensprache beherrschen. Auch in puncto Arbeit werden Menschen mit Behinderungen in Österreich oftmals benachteiligt. Das wird daran sichtbar, dass behinderte Menschen nach wie vor in vielen Fällen in Tagesstrukturen beschäftigt sind. Dabei handelt es sich allerdings nicht um ein Arbeitsverhältnis im eigentlichen Sinne, weshalb Menschen, die in Tagesstrukturen tätig sind, keinen kollektivvertraglichen Lohn bekommen und dementsprechend auch keinen eigenen Anspruch in der Kranken- und Pensionsversicherung haben. Diese Sondereinrichtungen entsprechen keinesfalls den Vorgaben der Konvention (Artikel 27). (Vgl. Bruckner 2019: 175–176; United Nations 2006: 19–20).

Der letzte nur mangelhaft erfüllte Bereich, auf den im Zuge vorliegender Arbeit eingegangen wird, ist die fehlende Bewusstseinsbildung, da diese sich auch im Sprachgebrauch niederschlägt. Die mediale Darstellung von Menschen mit Behinderungen ist dahingehend unzureichend, dass nur sehr wenig über behinderte Menschen berichtet wird, und wenn doch, dann liegt das Hauptaugenmerk einer solchen Berichterstattung oftmals auf der Behinderung und nicht auf den Personen, ihren Talenten, Eigenschaften und Leistungen. Derartige Berichterstattungen sind oftmals auch davon geprägt, negativ konnotierte Emotionen, wie beispielsweise Mitleid, bei den Betrachter:innen hervorzurufen und gängige Klischees zu bekräftigen. (Vgl. Bruckner 2019: 177–178).

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die UN-BRK einen bedeutenden Meilenstein für das Leben und die Rechte von Menschen mit Behinderungen darstellt. Sie verankert erstmalig völkerrechtlich verbindlich das Recht auf Gleichstellung, Inklusion und Selbstbestimmung und spricht behinderten Menschen dieselben Menschenrechte zu wie allen anderen. Zudem war die Konvention ein Zeichen dafür, dass ein politisches Bewusstsein über den bis dato problematischen Umgang mit Menschen mit Behinderungen geschaffen wurde. All dies zeigt, dass die Diskriminierung und Schlechterstellung von behinderten Menschen als Problem erkannt wurde und man dagegen vorgehen möchte.

Wie am Beispiel Österreich allerdings aufgezeigt wurde, ist die Umsetzung aller in der Konvention verankerten Artikel oftmals noch nicht ausreichend gelungen. Auch wenn viele positive Entwicklungen und Errungenschaften erreicht wurden, kann gesagt werden, dass Menschen mit Behinderungen in vielen Bereichen immer noch benachteiligt werden. Die Konvention hat einen Wandel eingeleitet, doch ihre konsequente Verwirklichung bedarf noch nachhaltiger struktureller, politischer und gesellschaftlicher Veränderungen und Entwicklungen.

6 Behinderung und Sprache

Die Frage, warum die sprachliche Bezugnahme auf bzw. Darstellung von Menschen mit Behinderungen überhaupt relevant ist, kann mit folgendem Zitat von Andrea Schöne beantwortet werden:

Aus Worten wird eine Gesinnung und aus Gesinnung eine Realität. Worte schaffen demnach Realität und können gesellschaftliche Deutungsmuster über marginalisierte Menschen, wozu behinderte Menschen gehören, im positiven wie negativen Sinn verschieben. (Schöne 2023: 23)

Dieses Zitat verdeutlicht einmal mehr, dass Sprache nicht bloß ein neutrales Kommunikationsmittel ist, sondern Lebensrealitäten mitformen kann. Mit Worten werden Haltungen und Einstellungen zum Ausdruck gebracht, die durch gesellschaftliche Normen und Strukturen entstehen, Letztere aber in Wechselwirkung auch verstärken bzw. (re-)produzieren. Auf diese Weise wirken beispielsweise sprachliche Bezeichnungen von Personengruppen und entsprechende Ausdrucksweisen an der Reproduktion oder auch Veränderung von gesellschaftlichen Deutungsmustern und Verhältnissen mit. Vor allem bei marginalisierten Gruppen, wozu Menschen mit Behinderungen gehören, spielt (der Gebrauch von) Sprache eine wichtige Rolle, wenn es darum geht, Menschen an den gesellschaftlichen Rand oder in die gesellschaftliche Mitte zu rücken. Schöne (s. die Zitate oben und weiter unten) verdeutlicht mit ihren Worten, welches Potenzial Sprache hat, bestehende Vorurteile zu festigen oder diese aufzubrechen und neue, emanzipatorische Perspektiven zu eröffnen.

Sprache prägt unser Denken und formt die Wahrnehmung der Welt mit, was wiederum Auswirkungen auf Handlungen hat. Weil Sprache nicht nur ein Abbild von gesellschaftlichen Realitäten ist, sondern diese maßgeblich mitprägt, (re-)produziert sie auch Stereotype und Diskriminierung (vgl. Amnesty International o. J.: 2).

Der sprachliche Umgang (im Zusammenhang) mit behinderten Menschen ist geprägt von großen Veränderungen im Laufe der vergangenen Jahrzehnte und Jahrhunderte. Aber auch heute

noch scheint z. B. die Begriffsfindung weiterhin ein sensibles und diskutiertes Unterfangen zu sein, das – wie alles Sprachliche – ständig Veränderungen unterliegt.

Ändern sich die Begriffe, mit denen man Menschen bezeichnet, hängt das sehr häufig mit Diskussionen um die Verteilung gesellschaftlicher Ressourcen und Arbeitsplätzen zusammen [...]. Verändern sich die Begriffe oder wandeln sich Wortbedeutungen, so hängt dies zumeist mit tiefgreifenden Strukturveränderungen zusammen, welche in Sprache gefasst werden. Neue Begriffe und Bedeutungen beschleunigen, vertiefen und verfestigen damit die jeweilige Strukturveränderung, führen aber selbst keine herbei. Ein Begriffswandel ist nur sinnvoll, wenn damit auch eine Veränderung der Denkweise über die Personengruppe, hier behinderte Menschen, verbunden ist. Sollte dies nicht der Fall sein, kommt die von Linguist:innen so genannte ‚Euphemismus-Tretmühle‘ in Gang: Jeder neu eingeführte Begriff nimmt irgendwann die negativ verbundenen Eigenschaften des Begriffs an, der vorher genutzt wurde. Solange sich nicht die negativen Einstellungen und Denkweisen zu der Personengruppe, über die gesprochen wird, in der Dominanzgesellschaft ändern. (Schöne 2023: 27 [Hervorhebung im Original])

Die Sprache spiegelt und beeinflusst dementsprechend die Stellung, die Personengruppen in der Dominanzgesellschaft einnehmen. Veränderungen in der Bezeichnung marginalisierter Gruppen zeigen auch, dass diese Gruppen noch nicht vollständig gleichberechtigt sind. Kommt es hingegen zu keinen weiteren Begriffsveränderungen von marginalisierten Gruppen, dann ist das oftmals ein Indiz dafür, dass ihre Gleichberechtigung selbstverständlich wird. (Vgl. Schöne 2023: 27).

Der alltägliche Sprachgebrauch ist stets auch von gewaltvollen Ausdrücken geprägt, die insbesondere marginalisierte Gruppen, wie homosexuelle Menschen, Obdachlose oder Menschen mit Behinderungen, diffamieren und entmenslichen. Im Fall behinderter Menschen äußert sich diese Form von *hate speech* in Begriffen wie *Spast(i)*, *Missgeburt* oder auch in der abwertenden Verwendung des Wortes *behindert*. Dabei referieren solche Beleidigungen nicht nur tatsächlich behinderte Personen, sondern dienen häufig dazu, andere Menschen zu erniedrigen, und das auf Kosten einer ganzen Bevölkerungsgruppe. Diskriminierende und abwertende Begriffe wie jene oben genannten sind im alltäglichen Sprachgebrauch weit verbreitet, wobei sie insbesondere in der Jugendsprache sehr präsent sind. Die Nutzung des Wortfeldes von Behinderung für Beschimpfungen und Beleidigungen trägt dazu bei, Menschen mit Behinderungen herabzuwürdigen und gesellschaftlich auszugrenzen. (Vgl. Hetzel / Hetzel 2011: 340). Die sprachliche Diskriminierung von behinderten Menschen kann aber auch durch das Absprechen bestimmter Sprachkompetenzen vollzogen werden. So kommt es häufig dazu, dass Menschen mit Behinderungen je nach Art und Schwere ihrer Behinderung als nicht sprechfähig und von

beschränkter Auffassungsgabe eingestuft werden. Betroffene werden in vielen Fällen generalisierend für *stumm* oder nicht sprechfähig gehalten. (Vgl. Hetzel / Hetzel 2011: 345).

Menschen mit Behinderungen werden häufig aufgrund ihrer Sprechweise oder Kommunikationsform von ihrer Umwelt als inferior eingeordnet und bewertet. Besonders Personen mit Sprech- oder Sprachbehinderungen sowie körperlichen Einschränkungen erleben es regelmäßig übergangen zu werden, oftmals einhergehend mit dem pauschalen Infragestellen ihrer geistigen Fähigkeiten. Auch Menschen mit Lernschwierigkeiten, die für die gleichberechtigte Kommunikation auf *einfache* oder *leichte Sprache* angewiesen sind, stoßen im öffentlichen Raum auf erhebliche Barrieren. Diese Kommunikationsform wird nicht nur selten bereitgestellt, sondern in manchen Fällen mitunter sogar abgewertet. Ähnlich verhält es sich mit der Gebärdensprache, die zwar für viele Menschen essenziell ist, in der hörenden Dominanzgesellschaft aber kaum sichtbar gemacht wird, wodurch ihre gesellschaftliche Anerkennung weitgehend ausbleibt. (Vgl. Schöne 2023: 32-33). „Erkennen wir die Sprache eines Menschen nicht an, entmenslichen wir ihn.“ (Schöne 2023: 33).

Im Folgenden wird ein vertiefter Einblick in die einschlägige Relevanz der Sprache gegeben und der Frage nachgegangen, inwieweit heute noch ableistische Sprache gebraucht wird.

6.1 Die Macht der Worte

„Wissen ist Macht und Wissen wird durch Worte vermittelt. In unserer Wortwahl steckt demzufolge genauso viel Kultur und historische Prägung.“ (Schöne 2023: 22). Wenn es um die sprachliche Referenz auf behinderte Menschen geht, dann zeigen Worte, dass die westliche Kultur immer noch eine ist, die von Ableismus geprägt ist. Wie Menschen mit Behinderungen gesehen und sprachlich dargestellt werden, ist kulturell tief in der Gesellschaft verwurzelt.

Western culture continues a tradition that values the lives of disabled people less than it values the lives of able-bodied human beings. [...] In our ableist culture, those signifiers of disability come with so much ideological baggage that they change the entire paradigm through which people understand the narrative. (Cherney 2021: 6).

Cherney (2021) charakterisiert die westliche Gesellschaft als ableistisch, da dem Leben von Menschen mit Behinderungen ein geringerer Wert beigemessen wird als dem von Menschen ohne Behinderungen. Diese Haltung weist Parallelen zur Zeit des Nationalsozialismus auf, in der in besonders drastischer Weise zwischen *lebenswertem* und *lebensunwertem* Leben unterschieden wurde. Auch wenn die damaligen Gewalttaten und Verbrechen heute nicht mehr verübt werden, ist das Leben von Menschen mit Behinderungen weiterhin mit zahlreichen Vorur-

teilen und Abwertungen konfrontiert. Die Verankerung des Ableismus in unserer Gesellschaft wird beispielsweise auch dadurch sichtbar, dass zum Teil ableistische Begriffe verwendet werden, ohne, dass sich die Sprecher:innen über die historisch ableistische Bedeutung dieser Worte im Klaren sind. Als Beispiel kann hierfür das Wort *Idiot:in* genannt werden, welches im NS-Regime genutzt wurde, um Menschen mit Lernschwierigkeiten zu degradieren. Dieser Begriff hat in ableistischer Konnotation Einzug in den Sprachgebrauch der Dominanzgesellschaft gefunden und wird auch von behinderten Menschen verwendet. Selbst wenn dieser Begriff nicht mehr zur Benennung von Menschen mit Lernschwierigkeiten gebraucht wird, handelt es sich immer noch um einen historisch gesehen sehr abwertenden und negativ konnotierten Begriff. (Vgl. Schöne 2023: 25–26). Die Art und Weise, wie Menschen, Personengruppen usw. gesehen und erlebt werden, wird anerzogen bzw. erlernt. Durch die Sozialisierung werden Wertvorstellungen innerhalb von Gesellschaften und Kulturen weitergegeben.

Every way of thinking about something – every perspective, value system, paradigm, and ideology – has its basis somewhere. We are not born thinking of things one way or the other, and we are taught to understand the world as we do. In other words, we learn meaning – it does not arise naturally from objects or relationships. (Cherney 2021: 11)

In Anbetracht dieser Gegebenheit wird die Macht der ableistischen Strukturen und Denkweisen, die unsere Gesellschaft prägen, noch deutlicher. Es bedarf eines bewussten Ausbrechens aus dieser unreflektierten Tradierung der Betrachtung und Behandlung von Menschen mit Behinderungen, um die Wirkmacht ableistischen Denkens überwinden zu können.

6.2 *Reclaiming* diskriminierender Begriffe

1970 bezeichnete sich eine radikale Strömung der Behindertenrechtsbewegung selbst als *Krüppelbewegung*, um den negativ behafteten Begriff umzudeuten. Ein derartiges Vorgehen kann als *reclaiming* bezeichnet werden. Dabei handelt es sich um einen Prozess, in dem ursprünglich beleidigende und abwertende Begriffe innerhalb einer marginalisierten Gruppe als Selbstbezeichnung verwendet werden. „Die Übernahme der diskriminierenden Begriffe dient der Provokation, dem Empowerment und der Sichtbarmachung von Diskriminierung.“ (Schöne 2023: 30). Die Entscheidung, welche diskriminierenden Begriffe im Zuge des *reclaiming* verwendet werden, obliegt der jeweiligen betroffenen Community benachteiligter Personen. Solche Begriffe sollen im Sinne der sprachlichen Eigen- und Selbstermächtigung aber nur von der jeweiligen Community gebraucht werden. Auch durch das *reclaiming* werden bestehende Machtverhältnisse sichtbar, da die Frage offenbleibt, wer innerhalb der Community die Begriffe setzt

und definiert. (Vgl. Schöne 2023: 30). Im Jahr 2016 wurde der Twitter Hashtag #CripTheVote von Alice Wong, Gregg Beratan und Andrew Pulrang, drei behinderten Aktivist:innen, ins Leben gerufen, um auf Themen aufmerksam zu machen, die Menschen mit Behinderungen und ihre Communities im Rahmen von Wahlkampagnen benachteiligen. Es handelte sich dabei um ein überparteiliches Projekt, welches sowohl Wähler:innen als auch Politiker:innen zur aktiven Auseinandersetzung anregen sollte. Obwohl der Begriff *cripple* im Mainstream als beleidigend, diskriminierend und in der Regel inakzeptabel gilt, haben diese Aktivist:innen eine Variante des Begriffs zurückerobert und für ihre eigenen Zwecke neu besetzt. (Vgl. Arciuli / Shakespeare 2023: 26).

Diese Kampagne stellt somit ein weiteres Beispiel für das *reclaiming* eines negativ besetzten Begriffes dar, um diesen für die eigenen Interessen zu nutzen.

7 Empirischer Teil

Da im Zuge der vorliegenden Masterarbeit die *emische* Perspektive – das subjektive Empfinden bzw. Spracherleben – von behinderten Menschen untersucht werden soll, wird der Arbeit ein qualitatives Forschungsdesign zugrunde gelegt. Es wird dementsprechend nicht angestrebt, statistisch repräsentative Ergebnisse zu erzielen. Eine Komponente der Methoden vorliegender Masterarbeit bildet die hermeneutische Auswertung von Fachliteratur, die vorwiegend im ersten Teil der Arbeit die Basis bildet. Bereits diesbezüglich wird mit Nachdruck darauf geachtet, auch Werke von behinderten Autor:innen miteinzubeziehen, um deren Perspektive besser berücksichtigen zu können. Darüber hinaus sind sie, ganz im Sinne qualitativer Forschungsansätze, als Expert:innen in eigener Sache anzusehen.

Für den empirischen Teil der Arbeit wurden vier semistrukturierte, narrative orientierte (*episodische*) Interviews (nach Misosch 2019) mit Personen durchgeführt, die eine körperliche Behinderung haben. Bei der Auswahl der Interviewpartner:innen wurde darauf geachtet, dass diese die Schule abgeschlossen haben und zum Zeitpunkt ihrer Schullaufbahn bereits eine körperliche Behinderung hatten. Dadurch soll ein Einblick in bzw. die Analyse von Erlebnisse(n) während der Schulzeit ermöglicht werden, da insbesondere die Schule als nicht zuletzt sprachlich relevanter und zukunftsweisender Ort im Sinne der Themenstellung betrachtet wird.

Die Interviews wurden mittels einer inhaltlich strukturierten qualitativen Inhaltsanalyse (nach Kuckartz / Rädiker 2022) ausgewertet. Die Transkription erfolgte inhaltszentriert auf Basis des *einfachen Transkriptionssystems* nach Dresing / Pehl (2013). Da eine Auswertung der Inter-

views im Sinne einer Interaktionsanalyse den Rahmen vorliegender Masterarbeit sprengen würde, erfolgt die Auswertung in Form einer Textanalyse (vgl. Deppermann 2013). Sowohl die Transkription als auch die qualitative Inhaltsanalyse wurden mithilfe der Software MAXQDA durchgeführt.

7.1 Qualitative Forschung

Die empirische Sozialforschung verfolgt das Ziel, fundierte Aussagen über die Struktur und Beschaffenheit der den Menschen umgebenden sozialen Wirklichkeit zu gewinnen. Dabei umfasst eine empirische Untersuchung die systematische und methodisch kontrollierte Analyse eines spezifischen Ausschnitts dieser Wirklichkeit unter Anwendung festgelegter Erhebungstechniken. Zu diesen zählen unter anderem Befragungen, (Labor-)Experimente und Beobachtungen. Innerhalb der empirischen Forschung lassen sich zwei grundlegende methodische Zugänge unterscheiden, die als qualitative und quantitative Sozialforschung bezeichnet werden. (Vgl. Misoch 2019: 1).

Die quantitative Forschung zielt darauf ab, auf der Grundlage möglichst repräsentativ erhobener empirischer Daten quantifizierbare, statistisch auswertbare und generalisierbare Aussagen zu ermöglichen. Im Zentrum des Forschungs- und Erkenntnisinteresses stehen dabei die Analyse kausaler Zusammenhänge, deduktive Schlussfolgerungen und die Formulierung möglichst *objektiver* Aussagen über die soziale Realität. Wesentliche Voraussetzungen sind die Messbarkeit relevanter Phänomene, deren vorherige Operationalisierung sowie eine klare Bestimmung von Ursache und Wirkung. Das übergeordnete Ziel quantitativer Forschung ist es, Ergebnisse zu generieren, die statistisch belastbar, repräsentativ und auf größere Populationen übertragbar sind. (Vgl. Misoch 2019: 1–2).

Die qualitative Forschung verfolgt – im Gegensatz zur quantitativen Forschung – das Ziel, ausgewählte soziale Phänomene einer tiefgehenden und differenzierten Analyse zu unterziehen. Ihr methodisches Vorgehen ist in der Regel induktiv ausgerichtet und dient der Hypothesen- und/oder Theoriegenerierung. Im Mittelpunkt steht die Untersuchung subjektiver Wirklichkeiten, individueller Sinnkonstruktionen und alltagsweltlicher Theorien. Ziel ist es, Lebenswelten aus der Innenperspektive zu beschreiben und individuelle Sichtweisen, Motive oder Bedeutungszuschreibungen zu analysieren. Dabei wird nicht allein eine detaillierte Beschreibung angestrebt, sondern auch ein vertieftes Verstehen dieser Perspektiven. Die angestrebte Repräsentativität ist inhaltlicher, nicht statistischer Natur. Qualitative Forschung betrachtet die untersuchten Subjekte in ihrer Ganzheit, ohne sie auf einzelne Variablen zu reduzieren. Die Datenerhebung erfolgt durch soziale Interaktionen. (Vgl. Misoch 2019: 2).

7.2 Episodisches Interview

Das episodische Interview stellt eine methodische Verknüpfung von offener Befragung und narrativem Erzählen dar. Entwickelt wurde dieser Ansatz von Uwe Flick im Rahmen seiner Forschungen im Feld der sozialen Arbeit. Das Ziel dieser Interviewform ist es, subjektives Wissen und individuelle Erfahrungen der Befragten zu erfassen, ohne – wie beim narrativen Interview – den Fokus nur auf die biografischen Dimensionen der Interviewten zu legen. Im Zentrum steht dabei die Erhebung zweier unterschiedlicher Wissensformen: semantisches Wissen, das sich auf abstrakte, thematische Deutungen bezieht, und episodisches Wissen, das in Form konkreter Erlebnisschilderungen erhoben wird. (Vgl. Misoch 2019: 57).

Die Umsetzung des episodischen Interviews erfolgt durch eine methodische Kombination von offenen Erzählanlässen und leitfadengestützten, thematisch strukturierten Fragen. Durch die Erzählaufforderungen werden die Befragten dazu angeregt, spezifische Alltagssituationen oder persönliche Erfahrungen zu schildern, wodurch das episodische Wissen zugänglich gemacht wird. Um darüber hinaus auch begriffliches Wissen, Einstellungen und Deutungsmuster der Befragten zu erfassen, werden ergänzend offene, semantisch-argumentativ ausgerichtete Fragen gestellt. Auf diese Weise entsteht ein Zugang zu subjektiven Perspektiven, der sowohl erfahrungsbasierte als auch reflektierende Wissensformen berücksichtigt und somit ein differenziertes Verständnis individueller Sichtweisen ermöglicht. (Vgl. Misoch 2019: 57).

Die Grundlage dieser Methode ist die heuristische Differenzierung von episodischem und semantischem Gedächtnis, welche auf Tulving (1972) zurückzuführen ist. Beide entsprechenden Wissensformen (s. oben) werden dem deklarativen (expliziten) Gedächtnis zugeordnet. Das episodische Wissen von Personen bezieht sich auf selbst erlebte Inhalte, die im episodischen Gedächtnis abgespeichert werden. Dabei handelt es sich um persönliche Erlebnisse, die als autobiografisch erinnert werden. Die Erhebung von episodischem Wissen kann am besten durch narrative Erzählaufforderungen durchgeführt werden. Dem semantischen Wissen wird hingegen inhaltlich, begriffliches Wissen zugeordnet. Beim semantischen Wissen handelt es sich um Wissen, das begriffsorientiert ist und nicht persönlich erlebt wurde. Dieses Wissen manifestiert sich als Wissen zu konkreten Inhalten und Themen. Um dieses Wissen zu erheben, ist vor allem eine Interviewtechnik anhand eines Frage-Antwort-Schemas geeignet. (Vgl. Misoch 2019: 57–58).

Die Grundlage für die Durchführung des episodischen Interviews stellt ein vorab erstellter Leitfaden dar, der aus konkreten Fragen (zur Erhebung des semantischen Wissens) und vorformulierten Erzählaufforderungen (zur Erhebung des episodischen Wissens) besteht. Die Fragestel-

lungen werden dabei mit Bezug auf die Forschungsfragen gestaltet. Das Gespräch wird mit einer erzählauffordernden Frage eingeleitet. (Vgl. Misoch 2019: 60–61).

7.2.1 Gewährspersonen

Wie bereits dargelegt, wurden die Interviews mit vier Personen geführt, die eine angeborene körperliche Behinderung haben. Bei der Auswahl der Gesprächspartner:innen wurde darauf geachtet, dass die Behinderung bereits während der Schulzeit bestand, da die Schule als auch sprachlich besonders relevanter Ort gilt (s. weiter oben).

Zum Schutz der Privatsphäre der Interviewten bzw. im Sinne des generellen Datenschutzes werden keine konkreten personenbezogenen Daten veröffentlicht. Dies schließt auch Angaben des jeweiligen Arbeitsplatzes ein. An dieser Stelle soll allerdings betont werden, dass einige der Befragten in mehreren Beschäftigungsverhältnissen tätig sind. Die Namen der Befragten wurden durch Pseudonyme ersetzt. Darüber hinaus wurden Interviewpassagen in den Transkriptionen so angepasst, dass weder der konkrete Arbeitsplatz noch vollständige Namen identifizierbar sind. Stattdessen kommen neutrale Umschreibungen wie ‚meine Arbeit‘ oder ein geänderter Name zum Einsatz.

Die verwendeten Pseudonyme lauten *Carolina*, *Klara*, *Max* und *Thea*. Die Geschlechtszugehörigkeiten wurden nicht verändert, somit wurden ein Mann und drei Frauen befragt. Das Alter der Interviewten liegt zwischen etwa 30 und 55 Jahren. Gemeinsam ist ihnen ein Arbeitsumfeld, wobei drei der vier Gewährspersonen, wie bereits erwähnt, mehreren beruflichen Tätigkeiten nachgehen. Aufgrund ihrer persönlichen Betroffenheit können die Befragten im Sinne der qualitativen Methodologie bzw. aus emischer Sicht als Expert:innen im Themenfeld eingestuft werden.

7.2.2 Aufbau der Interviews

Da die Erhebung in Form episodischer Interviews erfolgte, orientiert sich der Gesprächsleitfaden an der methodischen Zielsetzung dieser Interviewform, nämlich der Erfassung sowohl biografisch verankerter Erfahrungen als auch subjektiver Einstellungen (s. oben bzw. vgl. Misoch 2019). Dementsprechend wurde das Interview in zwei thematische Hauptabschnitte gegliedert, um sowohl narrative als auch argumentativ-reflexive Anteile gezielt anzusprechen.

Der erste Abschnitt diente der Rekonstruktion persönlicher Erfahrungen der Befragten. Hierbei wurden offene Fragen gestellt, die zur Schilderung konkreter Erlebnisse anregen und zugleich eine angenehme Gesprächsatmosphäre schaffen sollten. Die thematische Struktur orientierte sich an zentralen Lebensbereichen der Gewährspersonen, wie Schule, Arbeit und Freizeit, so-

wie am jeweiligen *erlebten* (sprachlichen) Umgang mit der Behinderung der Interviewten. Ergänzend wurden Erfahrungen mit dem einschlägigen schriftsprachlichen Diskurs, etwa im Kontext von Werbeplakaten oder Social-Media-Beiträgen, erörtert.

Im zweiten Abschnitt wurde der Fokus auf die Einstellungen und das semantische Wissen der Befragten gelegt. Im Mittelpunkt standen dabei der Sprachgebrauch im Kontext von Behinderung und die Bewertung spezifischer Begriffe und Redewendungen. Zur Anregung einer reflektierten Auseinandersetzung mit den Fragestellungen wurde ein Zitat von Tanja Kollodzieyski vorgelegt, dessen Kernaussage darin besteht, dass *Behinderung* ein neutraler Begriff sei. Nach einer Lese- und Bedenkzeit wurden die Befragten gebeten, ihre Haltung zu diesem Statement zu erläutern. In diesem Interview-Abschnitt wurde zudem erörtert, ob Sprachgebote oder -verbote als sinnvoll erachtet werden und ob die Einführung eines alternativen Begriffs anstelle von *Behinderung* als notwendig oder zweckmäßig eingeschätzt wird. Abschließend erhielten die Befragten die Gelegenheit, selbst weitere, bislang nicht thematisierte Aspekte einzubringen.

7.3 Transkription

Beim einfachen Transkriptionssystem nach Dresing / Pehl (2013) handelt es sich um wörtliche, inhaltszentrierte Transkriptionen. Demzufolge wird weder lautsprachlich noch zusammenfassend transkribiert. Der Fokus liegt auf dem inhaltlichen Gehalt der Redebeiträge, weshalb eine sprachliche Glättung vorgenommen wird. Ziel ist es, die inhaltliche Aussage des Gesprächs vollständig zu erfassen, ohne linguistische Feinheiten wie Sprachvariations-Spezifika oder phonetische Phänomene detailliert abzubilden. Dialekte bzw. Nonstandardsprachliches wird möglichst wortgenau ins Standarddeutsche übertragen, wenn das nicht möglich ist, wird die Original-Sprachform beibehalten. Wort- und Satzabbrüche und Stottern werden geglättet bzw. nicht berücksichtigt, es sei denn, sie sind für das Verständnis relevant. Wortwiederholungen werden dann erfasst, wenn sie als Stilmittel zur besonderen Betonung oder Hervorhebung realisiert werden. (Vgl. Dresing / Pehl 2013: 20–24). Unvollständige Sätze, denen nur der Abschluss fehlt, werden erfasst und mit einem Abbruchzeichen markiert. Die Interpunktion wird zugunsten einer besseren Lesbarkeit geglättet, wobei darauf geachtet wird, dass Sinneinheiten beibehalten werden. Sprech- und Denkpausen werden durch Auslassungspunkte in Klammern markiert. Verständnissignale der aktuell nicht sprechenden Person werden in der Regel nicht transkribiert, außer sie stellen die alleinige Reaktion auf eine Frage dar. Nonverbale emotionale Äußerungen, wie beispielsweise ein Lachen der Gesprächsteilnehmenden, werden durch entsprechende Hinweise in Klammern vermerkt. Zur Kennzeichnung der Sprecher:innen wird üb-

licherweise das Kürzel ‚I‘ für die interviewende Person herangezogen und das Kürzel ‚B‘ für die befragte Person. Wortverkürzungen werden so transkribiert, wie sie gesprochen werden. (Vgl. Dresing / Pehl 2013: 20–24).

7.4 Qualitative Inhaltsanalyse

Unter qualitativer Inhaltsanalyse wird die systematische und methodisch kontrollierte wissenschaftliche Analyse von Texten, Bildern, Filmen und anderen Inhalten von Kommunikation verstanden. Es werden nicht nur manifeste, sondern auch latente Inhalte analysiert. Im Zentrum der qualitativen Analyse stehen Kategorien, mit denen das gesamte für die Forschungsfrage(n) bedeutsame Material codiert wird. Die Kategorienbildung kann deduktiv, induktiv oder deduktiv-induktiv erfolgen. Die Analyse geschieht primär qualitativ, kann aber auch quantitativ-statistische Auswertungen integrieren; sie kann sowohl kategorienorientiert als auch fallorientiert erfolgen. (Kuckartz / Rädiker 2022: 39)

Ein zentrales Merkmal der Qualitativen Inhaltsanalyse ist die Bildung von Kategorien. Im sozialwissenschaftlichen Kontext wird dieser Begriff im Sinne von *Klasse* gebraucht. Unter Kategorien versteht man demnach die Klassifizierung von Einheiten. Diese klassifizierten Einheiten können Personen, Aussagen, Diskurse etc. sein. Die Kategorien können sehr vielfältig sein und Unterschiede hinsichtlich ihrer inhaltlichen Breite, dem Grad an Abstraktion, dem Grad an Komplexität und ihrer Bedeutung und Relevanz für das Kernthema des Forschungsprojektes aufweisen. Bei der qualitativen Inhaltsanalyse ist es zudem sinnvoll eine Ordnungskategorie zu bilden, die dazu dient, die Kategorien selbst zu strukturieren. Die Gesamtheit der gebildeten Kategorien wird als *Kategoriensystem* bezeichnet. (Vgl. Kuckartz / Rädiker 2022: 53– 58). Da die Kategorien zur Beantwortung der Forschungsfragen beitragen sollen, sind diese bei der Kategorienbildung zu berücksichtigen. Zudem ist es relevant, dass für jeden für die Beantwortung der Forschungsfrage relevanten Aspekt auch eine Kategorie gebildet wird. Die Zuordnung zu den Kategorien sollte trennscharf möglich sein, das heißt, dass möglichst klare Zuordnungen zu den jeweiligen Kategorien möglich sind. Darüber hinaus sollte auf eine verständliche und nachvollziehbare Benennung der Kategorien geachtet werden, damit diese auch für die spätere Rezeption nachvollziehbar sind. Die jeweiligen Kategorien sollen zudem definiert werden, um festzumachen was unter einer bestimmten Kategorie verstanden wird. (Vgl. Kuckartz / Rädiker 2022: 61–65). In der vorliegenden Untersuchung wurde die *inhaltlich strukturierende* Variante der qualitativen Inhaltsanalyse (vgl. Kuckartz / Rädiker 2022: 129–130) appliziert.

7.5 Ergebnisse

Für die inhaltlich strukturierende qualitative Inhaltsanalyse nach Kuckartz / Rädiker (2022) ist, wie bereits erläutert wurde, die Bildung von Kategorien unablässig. Dementsprechend wurden vor der Auswertung der Interviews acht deduktive Kategorien gebildet. Durch nähere Betrachtung der Transkriptionen wurden einigen der vorab gebildeten Kategorien induktiv Subkategorien untergeordnet.

1. Verbote und Gebote
2. Spracherleben
 - Emotionale Dimension
 - Historisch-politische Dimension
3. Behinderung als neutraler Begriff
4. Euphemismen
 - Beeinträchtigung
 - Handicap
 - Besondere Bedürfnisse
 - *Mixed abled*
5. Bevorzugte Anreden
 - Verzicht auf Bezeichnungen
 - Mensch mit Behinderung
 - Behinderter Mensch
6. Pejorativa
 - Bist du behindert
 - Idiot
 - Krüppel
7. Feste Wortverbindungen
8. Schlüsselerlebnisse

Im Folgenden werden die Ergebnisse der Codierungen gemäß den gebildeten Kategorien inklusive Subkategorien analysiert und interpretiert. Dabei wird nach Kategorien vorgegangen, und nicht nach Gewährspersonen. Es werden dementsprechend alle Meinungen und Einstellungen der Befragten zu einer Kategorie aufgezeigt, bevor die nächste näher betrachtet wird. Das *Spracherleben* sowie die zentralen *Schlüsselerlebnisse* werden jedoch für jede einzelne Gewährsperson getrennt abgebildet.

7.5.1 Verbote und Gebote

Alle der Befragten haben sich gegen Sprachverbote ausgesprochen. Das liegt unter anderem daran, dass sie keine Sinnhaftigkeit darin sehen, Sprecher:innen zu kriminalisieren, nur weil diese unangebrachte Begriffe zur Beschreibung behinderter Personen verwenden. „Also im strafrechtlichen Sinne überhaupt nicht, weil ich will Leute nicht kriminalisieren, die da sprachlich unangebracht handeln.“ (Carolina: 332-333).

Carolina weist außerdem darauf hin, dass die Zeit ihrer Ansicht nach dafür auch zu schnelllebig sei, um die Sprache rund um Menschen mit Behinderungen mit Verboten zu versehen. Die Sprache unterliege laut ihr einem stetigen Wandel, weshalb es auch überfordernd – sowohl für Gesetzgeber als auch Sprecher:innen – wäre, Sprachgebote einzuführen.

Ich finde sowas auch nicht sinnvoll. Außerdem ist auch der Wandel viel zu schnell. Diese Begriffe, diese Bezeichnungen genauso wie in der in der queeren Bewegung jetzt, ja im Genderdiskurs, Sprache ist im Wandel und da kann ich nicht von einem Gesetzgeber verlangen, dass der Wörter verbietet oder unter Strafe stellt, wenn sich diese Wörter wieder wandeln. Der kommt ja nicht nach zeitlich. Ja, wir reden jetzt hier von einem Zeitraum, von meiner Kindheit bis jetzt von 40 Jahren und da war ungefähr alles dabei (Lachen). Ja, also was, was jetzt in einem gewissen Zeitraum political correct war, eben. Es gab ja auch eine Zeit, wo wir froh waren, dass man *Behinderte* genannt wurde und nicht mehr *Krüppel*. Ja, also Sprache wandelt sich. Sprache ist lebendig. (Carolina: 340–348)

Thea sprach an, dass es ihr mehr um das Herbeiführen eines Sinneswandels und einer Sensibilisierung für Sprache und die Macht von Worten geht. Sie sieht keine Sinnhaftigkeit darin, Sprache durch strikte Verbote oder Tabus zu regulieren, da es für sie vielmehr darum geht, ein Bewusstsein zu schaffen, warum bestimmte Begriffe verletzend oder unsensibel sein können. Für Thea liegt das Ziel in einer Reflexion der Sprache und genutzten Begriffe und einer achtsamen und bewussten Auswahl ebendieser.

Es geht eher darum, den Menschen zu vermitteln, warum gewisse Dinge nicht sensibel sind oder nicht in Ordnung sind sozusagen für Betroffene. Und nicht darum, dass einfach so pauschal zu verbieten, nur weil ich etwas verbiete, ändert sich das Verständnis nicht. Also ich glaube auch, besonders wenn man etwas nicht versteht und es verboten ist, etwas zu sagen oder tabu ist, etwas zu sagen, dann kommt man noch mehr in Versuchung, es zu tun. [...] ich hätte gerne eher einen fließenden Übergang zu einer Sensibilisierung der Sprache. Mehr als, dass ich jetzt sage okay, es muss da jetzt eine Zäsur rein, und diese Begriffe dürfen wir nicht mehr verwenden. Sondern, dass sich die Leute einfach bewusstwerden, welche Begriffe sie verwenden, und sie vielleicht auch bewusster verwenden. (Thea: 166–175)

Für Max haben Sprachverbote „ein bisschen etwas von Denkverboten.“ (Max: 225). Er findet „es besser mit Vorbildwirkung zu agieren. Sei es durch die Medien oder die Politik.“ (Max 222) Sprachverbote sieht er unabhängig vom Thema generell als sehr kritisch (vgl. Max 223).

Klara stellt die Sinnhaftigkeit von Verboten im Sprachgebrauch in Frage, da sie auch anspricht, dass Verbotenes oftmals umso reizvoller ist. Zudem betont sie, dass die Verwendung historisch belasteter Begriffe in bestimmten Kontexten – etwa in Theaterinszenierungen, Filmen oder Kunstwerken – notwendig sein kann, um historische Rückblicke möglichst realitätsnah zu gestalten. Zugleich hebt Klara jedoch hervor, dass insbesondere dem geschriebenen Wort eine besondere Verantwortung zukommt und die Verfasser:innen von Texten, Blogs etc. sich auch immer Gedanken darüber machen sollen, welche Auswirkungen ihre Worte haben. Für Klara soll (insbesondere geschriebene) Sprache so eingesetzt werden, dass sie niemanden verletzt oder diskriminiert. In diesem Zusammenhang verweist sie, ebenso wie Carolina, auf die besondere Verantwortung von Journalist:innen, eine reflektierte und angemessene Wortwahl zu treffen und sich im Vorfeld sorgfältig zu informieren. Diese Berufsgruppe verfüge über einschlägige Ratgeber und Leitfäden zur sprachlichen Sensibilität im Umgang mit bestimmten Themen und Personengruppen, sodass Fehler in diesem Bereich nach Möglichkeit vermieden werden sollten. (Vgl. Klara: 411–450; Carolina: 237–241).

7.5.2 Spracherleben

Die Auswertung der Interviews verdeutlicht, dass sich das Spracherleben körperlich behinderter Menschen im Kontext ableistischer Ausdrucksweisen sehr heterogen vollzieht und mit unterschiedlichen emotionalen Reaktionen einhergeht. Die von den Befragten beschriebenen Gefühle reichen dabei von Wut und Schmerz bis hin zu Gleichgültigkeit. Um die individuelle Erfahrung möglichst differenziert nachvollziehbar zu machen, wird das erhobene Spracherleben im Folgenden auf der Ebene der einzelnen Interviewpartner:innen (d. h. fallzentriert) dargestellt.

7.5.2.1 Thea

Theas Spracherleben in Bezug auf den sprachlichen Umgang mit ihr als behinderter Person lässt sich nicht eindeutig bestimmen. Sie begegnet ihrem eigenen Sprachgebrauch mit hoher Sensibilität und Reflexivität und äußert den Wunsch, dass diese Haltung auch auf gesellschaftlicher Ebene stärker verankert wird (vgl. Thea: 166–172). Zwar benennt sie keine konkreten Emotionen, die durch unangemessene sprachliche Äußerungen ausgelöst werden, dennoch entsteht der Eindruck, dass sprachliche Fehltritte für sie mit Empfindungen von Schmerz und

Frustration verbunden sind. Im Rahmen des Interviews berichtete sie beispielsweise von Mitleidsbekundungen, die ihr aufgrund ihrer Behinderung häufig entgegengebracht werden. Obwohl sie diesen Äußerungen keine böswillige Intention zuschreibt, hinterlassen sie bei ihr dennoch ein unangenehmes Gefühl. (Vgl. Thea: 54–56). Dies verdeutlicht, dass sie bemüht ist, Verständnis für sprachliche Fehlritte aufzubringen, diese jedoch ungeachtet der Intention eine belastende Wirkung auf sie haben.

Darüber hinaus ist ihr Spracherleben eng mit ihrem Wunsch einer gesellschaftlichen Weiterentwicklung im Hinblick auf sprachliche Sensibilität verknüpft. Sie erachtet es als zentral, dass behinderte Menschen nicht länger aus einer defizitorientierten Perspektive betrachtet werden – wie es das medizinische Modell von Behinderung impliziert – sondern vielmehr als gleichberechtigter Teil der Gesellschaft angesehen und behandelt werden (vgl. Thea: 62–66).

Der Wunsch nach Verbesserung sowie nach einer Erweiterung des gesellschaftlichen Bewusstseins stellt somit ein wesentliches Merkmal ihres Spracherlebens dar. In diesem Zusammenhang betont sie zudem die Bedeutung der Selbstermächtigung von Menschen mit Behinderungen, insbesondere in Bezug darauf, über eigene Selbstbezeichnungen entscheiden zu können und durch Aufklärungsarbeit aktiv auf gesellschaftliche Diskurse einzuwirken (vgl. Thea: 70–72; 190–192).

7.5.2.2 Klara

Klaras Spracherleben im Hinblick auf ableistischen Sprachgebrauch ist von unterschiedlichen Emotionen geprägt. Sie nähert sich dem Thema aus einer analytischen Perspektive an und reflektiert im weiteren Kontext mögliche Lösungsansätze sowie Wege eines bewussteren und nachhaltigeren Umgangs mit diskriminierender Sprache. Zugleich macht sie deutlich, dass die abwertende Verwendung des Wortes *behindert*, etwa in seiner Funktion als Schimpfwort, die tief verankerte negative Konnotation von Behinderung in der gesellschaftlichen Wahrnehmung sichtbar werden lässt. (Vgl. Klara: 12–18). Gleichzeitig räumt Klara ein, dass auch sie selbst das Wort gelegentlich in einer abwertenden Weise gebraucht. Sie zeigt sich diesbezüglich selbstkritisch, da sie sich der problematischen Wirkung durchaus bewusst ist, wenngleich es ihr nach eigener Aussage dennoch immer wieder unterläuft (vgl. Klara: 12–13). Diese selbstreflexive und analytische Auseinandersetzung verdeutlicht, dass sich Klara intensiv mit den Ursprüngen, Formen und Auswirkungen ableistischer Sprache beschäftigt und diese Thematik für sie von hoher persönlicher Relevanz ist.

Ein von Klara angesprochener möglicher Lösungsansatz zum Erreichen eines sensibleren sprachlichen Umgangs mit Menschen mit Behinderungen ist es, Betroffene selbst entscheiden

zu lassen, wie sie bezeichnet werden möchten. Klara spricht Betroffenen demnach Entscheidungsmacht zu, welcher sie hohe Relevanz beimisst. Außerdem betont Klara, dass der (gesellschaftliche) Umgang mit ihr als behinderter Frau von größerer Relevanz ist als die sprachliche Bezeichnung ihrer Person. „Da fällt so was wie ‚du bist behindert‘ nicht so ins Gewicht als konkrete Ausschlusssituationen [...]“ (Klara: 51–52).

Sie verweist auch darauf, dass Diskriminierung für sie subtiler ist als lediglich die abwertende Verwendung des Wortes *behindert*.

[...] ich glaube, wirkliche Diskriminierung funktioniert viel subtiler als über das Wort. Worte sind natürlich wichtig, aber wirkliche Diskriminierung funktioniert auf eine sehr subtile Weise und beeinflusst dich auch mehr, als wenn jemand ein unbedachtes Wort verwendet. Also nicht, dass es gut ist, wenn das einfach so nonchalant verwendet wird, aber. (..) Es sind andere Dinge. Die Leute, die schleimerisch mit dir reden, dich aber trotzdem nicht respektieren, wo du merkst, die respektieren dich nicht, weil alles, was du tust, einfach fabelhaft ist und du keinen Fehler machen kannst. Ich weiß, dass die Leute das nicht böse meinen, dass es Überkompensation ist, weil ihm die Behinderung unangenehm ist aber das ist das, wo man merkt, dass man eigentlich nicht drin ist in der Gesellschaft. (Klara: 88–97)

Mit ihren Worten verdeutlicht Klara, dass Diskriminierung nicht primär über einzelne Begriffe oder sprachliche Entgleisungen wirksam wird. Zwar sind Worte für sie bedeutsam, doch stuft sie diese im Vergleich zu subtileren Formen von Diskriminierung als weniger gravierend ein. Sie betont, dass Diskriminierung vielmehr auf einer verdeckten Ebene erfolgt und damit schwerer greifbar zu machen ist.

Sie hebt hervor, dass Diskriminierung auch in scheinbar positiven Verhaltensweisen wie übertriebener Höflichkeit, übermäßiger Bewunderung oder Überkompensation zum Ausdruck kommt. Diese Handlungen beruhen für sie auf einem Unbehagen mit der Behinderung. Zudem verweist Klara mit ihrer Aussage auf die Ambivalenz von Intention und Wirkung. Auch wenn diskriminierende Verhaltensweisen häufig nicht bewusst verletzend gemeint sind, entfalten sie dennoch eine exkludierende Wirkung. Diese nicht intendierte Form der Diskriminierung ist besonders wirkmächtig, da sie nicht als offene Abwertung erkennbar ist, aber dennoch die Zugehörigkeit und Gleichwertigkeit von Menschen mit Behinderungen in Frage stellt.

Klara betont zudem das Gefühl zu haben „eigentlich nicht drin zu sein in der Gesellschaft“, wodurch sie verdeutlicht, dass Diskriminierung im Kontext von Behinderung oftmals weniger durch offene sprachliche Angriffe als vielmehr durch alltägliche, unterschwellige und oftmals auch unbeabsichtigte Interaktionen und Reaktionen erfahrbar wird, die die Zugehörigkeit, Anerkennung und Teilhabe nachhaltig erschweren oder untergraben.

Die von Klara angesprochenen subtilen Diskriminierungserfahrungen von ihr als behinderter Person zeigen sich beispielsweise auch in einem Erhöhen der Stimme, wenn mit ihr gesprochen wird, dem ungefragten Duzen ihrer Person, in der Ansprache ihrer Assistentin in Angelegenheiten, die sie selbst betreffen, sowie in dem Erteilen ungefragter Ratschläge. Sie beschreibt zudem, dass sie in solchen Situationen häufig das Gefühl hat, nicht ernst genommen zu werden. (Vgl. Klara: 146–158). Insbesondere wenn Dritte ihre Assistentin direkt ansprechen, etwa im Kontext eines Friseurbesuchs, weist sie wiederholt darauf hin, dass sie selbst gefragt werden möchte (vgl. Klara: 155–158).

Man merkt, dass da immer noch so eine Grenze da ist zwischen Behinderten und Nichtbehinderten. Das sind Leute, die dich nicht offen beschimpfen würden oder die vielleicht auch gar nicht böse auf dich sind. Und da merkt man einfach, sie nehmen dich als andersartig wahr. (..) (Klara: 158–161)

Das Gefühl von Ausschluss spricht Klara auch hier an. Für sie fühlt es sich so an, als gäbe es eine unsichtbare Grenzziehung zwischen behinderten und nichtbehinderten Menschen. Wiederholt verweist sie auf eine subtile Art der Ausgrenzung, die dazu führt, dass Menschen mit Behinderungen als andersartig wahrgenommen, erlebt und behandelt werden.

Ein weiterer Aspekt, den Klara im Interview hervorhebt, betrifft die mediale Repräsentation von Menschen mit Behinderungen. Diese Darstellungen stellen für sie Extreme dar, da entweder ein stark idealisiertes Bild von Menschen mit Behinderungen gezeichnet wird, welches diese als bewundernswerte Held:innen darstellt, oder ein mitleidbehaftetes, welches die vermeintliche Bedürftigkeit und Hilflosigkeit behinderter Menschen betont. (Vgl. Klara: 118–121). In diesem Zusammenhang verweist Klara auf Spendenaktionen wie *Licht ins Dunkel*, die sich solcher rührseligen Inszenierungen bedienen. Sie kritisiert dies deutlich mit der Aussage: „[...] eigentlich müssten wir nicht um Spenden betteln, wenn wir ein Sozialsystem hätten, das besser funktionieren würde.“ (Klara: 122–123)

Klara macht damit deutlich, dass mediale Bilder von Menschen mit Behinderungen wirkmächtig sind und die gesellschaftliche Wahrnehmung entscheidend prägen. Diese medial vermittelten Stereotypisierungen spiegeln sich letztlich auch im alltäglichen sprachlichen Umgang mit Menschen mit Behinderungen wider.

7.5.2.3 Max

Das Erleben von Max im Umgang mit ableistischer Sprache lässt sich am treffendsten mit einer Haltung der Gleichgültigkeit charakterisieren. Auf die Frage, ob er bereits Situationen erlebt

habe, in denen er die Wortwahl seiner Gesprächspartner:innen als unangebracht empfunden habe, antwortete er:

Das gab es sicherlich. Ja. (...) Es gibt verschiedene (...) Zugänge einerseits zum Sprachlichen /. Klar, es gibt ja diese personenzentrierte oder medizinisch zentrierte Herangehensweise an Sprachverwendung. Aber sehr viel hängt einfach davon ab, aus welchem Umfeld die auch kommen und wann sie Kontakt zu behinderten Menschen hatten oder nicht. Ich kann das jetzt aber nicht so sagen, dass mich irgendwas besonders getriggert hätte. Ich bin auch nicht die Person, die das so triggert. Meistens ignoriere ich das ja. Außer es ist halt von einer Person, die mir nahesteht. Aber ansonsten ist es mir eigentlich relativ egal. (Max: 38–44)

Dieser Interview-Auszug verdeutlicht mehrere zentrale Aspekte im Umgang von Max mit Sprache im Kontext von Behinderung und Ableismuserfahrungen. Zunächst wird ein differenzierter Zugang zur sprachlichen Dimension erkennbar, da Max zwischen einer personenzentrierten und einer medizinisch-zentrierten Perspektive im Kontext des Sprachgebrauches unterscheidet. Diese Unterscheidung reflektiert die theoretische Differenzierung zwischen einem Fokus auf individuelle Bedürfnisse und Identitätskonstrukte versus einer primär diagnostischen, normorientierten Sichtweise.

Darüber hinaus betont Max die Bedeutung sozialer und biografischer Prägungen. Für ihn ist entscheidend, von wem Äußerungen zu seiner Person vollzogen werden. Dementsprechend empfindet er die konfrontierende Sprache nicht grundsätzlich als triggernd, sondern reagiert situativ, vor allem wenn die Äußerungen von ihm nahestehenden Personen kommen. Seine Aussage verdeutlicht, dass emotionale Betroffenheit selektiv und rational bedingt ist und dass Abwehrstrategien, wie z. B. das Ignorieren, einen Teil der persönlichen Bewältigungsmechanismen darstellen.

Sein persönlicher Umgang ist geprägt davon, unangebrachte Äußerungen anderer nicht an sich heranzulassen, insbesondere dann nicht, wenn kein Näheverhältnis zu den Sprecher:innen besteht. Er betont demzufolge, dass er derartige Vorfälle von sich abgrenzen könne und sie für ihn keine Art von Trigger darstellen (vgl. Max: 47). Außerdem verneint er die Frage, ob ihn die Verwendung des Wortes *behindert* als Schimpfwort verletze oder getriggert habe (vgl. 26–30). Im Zuge des Interviews mit Max wurde auch die Frage gestellt, ob er gelernt habe, sich sprachlich diskriminierende Vorfälle nicht zu Herzen zu nehmen.

Das kann schon sein, ehrlich gesagt. Da ich ja von Geburt an eine Behinderung habe, zieht sich das jetzt schon so lange. Da ist es schwieriger als bei einer Person, die einen Unfall hatte und dann diesen Unterschied merkt von jetzt auf dann. Ja. (...) natürlich bin ich – das ist jetzt ein bisschen ein anderes Thema –

in meiner Kindheit und Jugend anders mit meiner Behinderung umgegangen als jetzt. Aber da ging es weniger darum, jetzt um die Worte, die man verwendet hat, sondern eher um den Umgang. (Max: 75–80)

Seine Antwort auf diese Frage verdeutlicht, dass er das selbst nicht so genau weiß, seine angeborene Behinderung ihn dahingehend aber bestimmt geprägt hat. Er erwähnt auch, dass sein früherer Umgang mit seiner Behinderung ein anderer gewesen sei, wobei für ihn weniger die verwendeten Worte relevant gewesen seien als der zwischenmenschliche und gesellschaftliche Umgang mit ihm als behindertem Menschen.

Neben einer gewissen Gleichgültigkeit ist Humor ein weiterer wichtiger Aspekt von Max im Umgang mit ableistischer Sprache. So äußert er sich beispielsweise zur Redewendung *an den Rollstuhl gefesselt* wie folgt:

Ja, also, wenn ich das lese amüsiert es mich immer wieder. Ich denke, so antiquierte Redewendungen noch vorzufinden ist lustig, aber es triggert mich nicht. Vielleicht kommentiere ich es dann, wenn es jetzt online ist oder so oder melde das halt. Aber es ist jetzt nicht so, dass ich mich dadurch gekränkt fühle oder irgendwas. Ich denke: ‚schau dir an, die Person hat eher wenig Kontakt zu behinderten Menschen‘ oder wie auch immer. (Max: 140–144)

Max zeigt eine distanzierte Gelassenheit gegenüber veralteten oder diskriminierenden Redewendungen. Anstelle einer emotionalen Kränkung lösen derartige Formulierungen bei ihm Amusement aus. Ein mögliches Handeln, etwa das Kommentieren oder Melden von Beiträgen in den Sozialen Medien, wird von ihm dennoch oftmals umgesetzt, wobei er dies nicht als zwingend empfindet. Für Max ist das Auftreten solcher Redewendungen ein Indiz für fehlendes Erfahrungswissen oder geringe Berührungspunkte mit Menschen mit Behinderungen.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass Max sich sehr gut von sprachlichen Kränkungen abgrenzen kann und diese nicht persönlich nimmt, solange er in keinem engen Näheverhältnis zu den Urheber:innen steht. Er geht mit Distanz bzw. persönlicher Abgrenzung und Humor an ableistischen Sprachgebrauch heran und erachtet diesen teilweise sogar als amüsant. Für ihn sind sprachliche Diskriminierungen zwar nicht angebracht, aber er bezieht diese nicht auf sich als Person.

7.5.2.4 Carolina

Carolina spricht im Interview (indirekt) sehr viele verschiedene Emotionen an, die sie im Zusammenhang mit ableistischer Sprache erlebt. Sie beschreibt ein breites Spektrum an Gefühlen, deren Intensität und Qualität stark vom jeweiligen Kontext abhängig sind. Besonders Wut und Zorn treten bei ihr dann auf, wenn im öffentlichen Diskurs – etwas durch Journalist:innen –

unangemessene Begriffe zur Beschreibung ihrer Person verwendet werden. Dies begründet sie mit der besonderen Verantwortung von Personen, die im öffentlichen Raum wirken, sowie mit deren privilegiertem Zugang zu Ressourcen und Ratgeberliteratur, die eine bewusste Auseinandersetzung mit Sprache ermöglichen würden. (Vgl. Carolina: 56–57). Ein von ihr benannter Bewältigungsmechanismus ist das Verdrängen von verletzenden Vorfällen. So hebt sie hervor, dass sie viele diskriminierende Vorfälle aus ihrer Vergangenheit nicht mehr präsent habe, da sie diese aus ihrem Gedächtnis weitgehend verdrängt habe (vgl. Carolina: 69–70). Besonders schmerzhaft ist für sie die Verwendung des Wortes *behindert* als Schimpfwort. Mehrfach betont sie, dass diese Praxis für sie zutiefst verletzend und nicht in Ordnung sei. (Vgl. 107–108). Zugleich wird durch die Analyse des Interviews deutlich, dass Carolina ein starkes Streben nach Veränderung aufweist. Sie akzeptiert diskriminierende Sprache nicht passiv, sondern entwickelt Strategien, um durch Reflexion und kommunikatives Handeln Sprecher:innen zu einem kritischeren Sprachgebrauch anzuregen. (Vgl. Carolina: 111–114). Dieses Veränderungsstreben ist jedoch nicht ausschließlich von Konfrontation geprägt, sondern beinhaltet auch Elemente von Verständnis. So zeigt sie Empathie für Personen, die ableistische Ausdrücke verwenden, ohne sich der Tragweite ihrer Worte bewusst zu sein.

„[...] man kann nicht alles vermeiden, sonst kann man ja auch nicht mehr sprechen. Also sonst kann man die Sprache ganz abschaffen, wenn man permanent Angst hat, etwas Falsches zu sagen. Ich muss ja niemanden absichtlich verletzen [...]“. (Vgl. Carolina: 229–231)

Das von Carolina geäußerte Verständnis verdeutlicht, dass ihr ein Bewusstseinswandel seitens der Sprecher:innen ein zentrales Anliegen ist, sie jedoch zugleich anerkennt, dass nicht jede Form unreflektierter Sprache vermeidbar ist. Diese Gelassenheit zeigt sich insbesondere dann, wenn sprachliche Entgleisungen nicht aus bewusster Kränkung oder böser Absicht hervorgehen.

Diese Analyse von Carolinas emotionalem Erleben im Umgang mit ableistischer Sprache macht deutlich, wie facettenreich ihre Reaktionen auf diskriminierende Ausdrucksweisen und deren Urheber:innen sind. Während sie vor allem Personen im öffentlichen Diskurs eine hohe Verantwortung zuschreibt, eine respektvolle und diskriminierungsfreie Sprache zu verwenden, begegnet sie Privatpersonen mit einem gewissen Verständnis, wenn diese unbeabsichtigt unangemessene Formulierungen wählen. Carolina reflektiert bereits in alltäglichen Interaktionen und Begegnungen, wie sie ihr Gegenüber zu einer kritischeren Auseinandersetzung mit der eigenen Wortwahl anregen kann. (Vgl. Carolina: 109–114). Gleichzeitig verdeutlicht sie, wie schmerzhaft sprachliche Abwertungen und Diskriminierungen für sie sind. Besonders im öffentlichen Raum können solche Erfahrungen neben Trauer und Verletzung auch intensive Gefühle von

Wut und Zorn in ihr hervorrufen (vgl. Carolina: 232–239). Insgesamt wird erkennbar, dass Carolinas emotionale Reaktionen auf ableistische Sprache vielschichtig und eng mit ihrem Streben nach sprachlicher und gesellschaftlicher Veränderung verbunden sind.

In ihren abschließenden Worten spricht Carolina an, dass sich die „Zeit ändert und das gut ist und man auch immer an der Sprache sieht, wie die Leute umgehen mit einem.“ (Carolina: 373–375). Sie betont außerdem, dass eine rein sprachliche Veränderung die Grundprobleme nicht lösen würde, sondern dafür eine gesellschaftspolitische Veränderung von Nöten sei (vgl. Carolina: 388–392).

Es ist dann zu leicht, Probleme nur an der Sprache aufzuhängen, weil die eigentlichen werden dann davon überdeckt und eigentlich nicht angegangen. [...] Ja, das ist eine gesellschaftspolitische Veränderung, die es da braucht. Und das ist nicht nur die Sprache. Die macht es vielleicht bewusst, genauso wie bei Menschen mit Behinderungen, aber es löst nicht das Problem. (Carolina: 378–384).

In dieser Passage macht Carolina deutlich, dass sie die Auseinandersetzung mit Sprache zwar als wichtig erachtet, jedoch nicht als hinreichend, um diskriminierende Strukturen grundlegend zu verändern. Sie problematisiert, dass eine einseitige Fokussierung auf Sprache Gefahr läuft, tieferliegende gesellschaftliche Ursachen und strukturelle Benachteiligungen zu verdecken. Sprache könne Aufmerksamkeit erzeugen und Sensibilität schaffen, doch eine tatsächliche Verbesserung der Lebensrealität erfordere umfassendere gesellschaftspolitische Veränderungen. (Vgl. Carolina: 378–384). Sprache fungiert in Carolinas Perspektive als ein Medium der Sichtbarmachung von Ungleichheiten, ist jedoch nicht gleichzusetzen mit deren Ursachen. Ihre Aussage verweist damit auf die Gefahr einer oberflächlichen sprachlichen Korrektur, bei der diskriminierende Begriffe zwar vermieden werden, die zugrunde liegenden Machtverhältnisse und materiellen Ungleichheiten jedoch bestehen bleiben.

Sie empfindet es als Notwendigkeit Sprache nicht isoliert, sondern im Kontext gesamtgesellschaftlicher Transformationsprozesse zu betrachten. Obwohl ableistische Sprache für sie enorm emotional besetzt ist, spricht sie dennoch an, dass es mehr brauche als einen sprachlichen Wandel um strukturelle Diskriminierung, soziale Exklusion und ungleiche Chancen auf Teilhabe nachhaltig zu überwinden. (Vgl. Carolina: 381–384).

7.5.3 *Behinderung* als neutraler Begriff

Im Zuge der Interviews wurde den Befragten folgendes Zitat vorgelegt:

Der Begriff „Behinderung“ hat durchaus sozialkritische Elemente. Daher halten ihn viele behinderte Menschen für neutral und akzeptabel. Menschen ohne Behinderung tun daher gut daran, sich an diesen Begriff als etwas Neutrales zu gewöhnen. (Kollodzieyski 2020: 14 [Hervorhebung im Original])

Dieses Zitat wurde gewählt, da es eine deutliche Meinung zum Begriff *Behinderung* vertritt, die als polarisierend eingeschätzt wird. Dementsprechend waren die Reaktionen der Befragten auch recht heterogen, wobei man laut den Befragten zwischen dem persönlichen und dem gesellschaftlichen Erleben unterscheiden müsse.

Auf seine Meinung zum Zitat und die Frage, ob er zustimme, dass der Begriff *Behinderung* neutral zu sehen sei, antwortete Max wie folgt:

Eine Fangfrage. (Lachen) Nein. (..) Ja. Im Großen und Ganzen ja. (..) Genau. (..) Also es gibt [...] von bestimmten Personen so die Scheu, den Begriff *Behinderung* zu verwenden. Also, da rede ich vor allem von nichtbehinderten Menschen. Aber es ist einfach so. Ja, also, ich sehe da jetzt, wenn mich jemand behinderter Mensch oder Mensch mit Behinderung nennt, nichts Abwertendes oder kritisch zu Betrachtendes. Es ist einfach eine Betrachtung. (Max: 210–215)

Aus seiner Antwort geht eine Unterscheidung zwischen der Wahrnehmung von behinderten und nichtbehinderten Menschen hervor, da laut Max vor allem oftmals nichtbehinderte Menschen eine Scheu vor dem Begriff hätten. Für ihn selbst sei der Begriff aber neutral, da er für ihn eine Betrachtung und keine Wertung sei. Dementsprechend erlebe er es nicht als abwertend oder kritisch, wenn er als *behinderter Mensch* oder *Mensch mit Behinderung* bezeichnet wird. Auch Klara sprach an, dass der Begriff für sie selbst neutral sei, sie aber nicht sicher sei, ob der Begriff gesellschaftlich ebenso als neutral angesehen werde, weil Behinderungen im gesellschaftlichen Verständnis immer noch mit stigmatisierten Bildern verknüpft würden, die sie als etwas Negatives darstellen.

Es ist schwierig. Also für mich ist er neutral, [...] ich schäme mich für meine Behinderung nicht. Ich habe auch eine Behinderung. Ich würde das nicht wegdiskutieren, weil ich kann nicht aufstehen und laufen. Ich weiß nicht, ob er für die Gesellschaft neutral ist, weil er immer noch sehr stark mit diesen Bildern verknüpft ist. Aber für mich als selbst Betroffene ist er völlig neutral. (Klara: 359–363)

Die von Klara angesprochenen Bilder, die im gesellschaftlichen Verständnis vorherrschend sind, prägen das Denken und die Wahrnehmung von Personen in einem hohen Maße. Ihre unreflektierte Weitergabe führt dazu, dass das gesellschaftliche Bild von Behinderung weiterhin ein ableistisches und negativ behaftetes ist. Klara verdeutlicht außerdem, dass ihr Erleben als Betroffene sich deutlich von diesem gesellschaftlichen Bild abgrenzt.

Carolina war die Einzige, die dem Zitat ganz klar widersprach. Sie erwähnte dabei die abwertende Verwendung des Begriffes und dass auch eine gewisse Angst vor dem Begriff bestehe.

Nein, absolut nicht. Ich finde, den Begriff extrem emotional besetzt. (..) Ich finde ihn überhaupt nicht neutral, also von keiner Seite. Weder von Jugendlichen, die es als Schimpfwort verwenden in einem gewissen Kontext und auch wenn es im Aufziehen ist oder was auch immer bis hin zu Menschen, die keine Behinderung haben und über den Begriff stolpern, weil sie nichts falsch machen wollen – ist auch eine Emotionalität. (..) Und Menschen mit Behinderungen, die sich als solche bezeichnen und das auch ganz klar sagen, (ich mache es halt nur, wenn es erforderlich ist,) ist es auch nicht neutral, weil es für mich eine / (..) Es spricht nicht über den Menschen. Ja, es sagt für mich nichts über den Menschen aus, sondern im Grunde genommen über die Umgebung. (Carolina: 290–298)

Carolina verweist hierbei auf das soziale Modell von Behinderung, in dem die Behinderung in den gesellschaftlichen und strukturellen Barrieren verankert wird, die bestimmte Personen an der Teilhabe behindern. Später spricht sie außerdem davon, dass die gesellschaftliche Darstellung von Menschen mit Behinderungen ihrer Meinung nach nicht neutral zu sehen sei. Sie verdeutlicht außerdem, dass die abwertende und beleidigende Verwendung des Wortes *behindert* als Schimpfwort für sie aufzeigt, dass der Begriff nicht neutral ist. Auch die Angst vor dem Wort *Behinderung* stellt für sie eine Art der Emotionalität dar, die für sie zeigt, dass der Begriff im gesellschaftlichen Gebrauch nicht als neutral deklariert werden kann. Zuletzt verweist sie darauf, dass der Begriff für sie eher auf die Umgebung Bezug nimmt und nichts über die betroffenen Personen aussagt.

Man definiert es auch immer noch mit Defiziten in der öffentlichen Diskussion. Also und da muss ich dazu sagen, da sind natürlich die Kampagnen sehr unterstützend in die Richtung, ‚die sind ja arm und brauchen Geld.‘ Also von dem her (..) Ist er für mich nicht neutral. (...) Er ist noch viel zu emotional besetzt und ich finde, das gehört sich auch. Also es ist auch so, dass ich finde, dass er auch emotional sein soll. Ja, es soll auch emotional sein. Ja, weil ich werde von der Außenwelt behindert. (Carolina: 318–323)

Sie führt zudem an, dass der Begriff bewusst nicht neutral sein sollte. Ihrer Auffassung nach stellt es einen gesellschaftlichen Missstand dar, dass behinderte Menschen durch Barrieren in ihrer Umwelt behindert werden. Eine neutrale Bezeichnung würde diesem Umstand ihrer Meinung nach nicht gerecht werden.

Thea spricht den begrifflichen Wandel an, der in den letzten Jahren vollzogen wurde.

Ja, schon. Also *Behinderung* war ja früher noch, vor 20 Jahren, sowas ein komplettes No-Go. Als Wort, da war es noch so ‚das sagt man nicht, man sagt maximal jemand mit besonderen Bedürfnissen‘, oder (...)

‚ein Mensch mit Beeinträchtigung‘ oder sowas. Also das wurde ja früher einfach verwendet, weil man *Behinderung* als diskriminierend wahrgenommen hat. Aber wenn man *Behinderung*, als etwas sieht, was einen eigentlich behindert in der Gesellschaft, ist es, finde ich, ein neutraler Begriff im Vergleich zu *Beeinträchtigung* oder *jemand mit besonderen Bedürfnissen*. (Thea: 146–152)

Thea reflektiert den Sprachwandel im Umgang mit dem Begriff *Behinderung*. Vor etwa 20 Jahren galt das Wort aus ihrer Sicht noch als tabuisiert und wurde als diskriminierend empfunden, weshalb stattdessen Euphemismen wie beispielsweise *Mensch mit besonderen Bedürfnissen* gebraucht wurden. Sie spricht aber auch an, dass der Begriff auf die gesellschaftlichen Barrieren verweist und für sie in diesem Kontext neutral zu sehen ist.

Ihre Worte verdeutlichen den Wandel in der Sprachverwendung und Bedeutungszuschreibung von *Behinderung*, das sich (allmählich) vom Stigma entfernt und sich zu einer gesellschaftskritischen Perspektive entwickelt.

Die Frage nach der Neutralität der Begriffe *Behinderung* bzw. *behindert* bleibt auch auf Grundlage der Interviews offen. Drei der vier Gesprächspartner:innen gaben an, den Begriff persönlich als neutral wahrzunehmen und sich an seiner Verwendung nicht zu stören. Eine Interviewpartnerin hingegen betonte, dass sie ihn keineswegs als neutral empfinde. Zudem wurde mehrfach darauf hingewiesen, dass die gesellschaftlich frequente Konnotation des Begriffs insgesamt nicht neutral sei und häufig eine gewisse Zurückhaltung oder Unsicherheit bei seiner Verwendung bestehe. Auch die verbreitete negative und abwertende Nutzung verdeutlicht, dass der Begriff im allgemeinen Sprachgebrauch nicht frei von Wertungen ist. Das persönliche Erleben der Gewährspersonen lässt sich demnach klar vom allgemeinen gesellschaftlichen Diskurs und Sprachgebrauch unterscheiden.

7.5.4 Euphemismen

Im Zuge der bewussteren Auseinandersetzung mit Behinderung und ableistischem Sprachgebrauch, wurden auch Formulierungen geschaffen, die den Begriff *behindert*, durch andere Ausdrucksweisen ersetzen, die gefälliger klingen sollen. Beispiele hierfür wären *herausgefordert*, *mit besonderen Bedürfnissen* oder *Person mit Handicap*. Problematisch ist dieses Ausweichen auf andere Begriffe, da es dadurch zu einer Verwässerung der Bedeutungsebene kommt. Außerdem wird durch den Begriff *behindert* auch klar benannt, dass behinderte Menschen durch räumliche und strukturelle Barrieren behindert werden (vgl. weiter oben: soziales Modell von Behinderung), was bei den anderen Begriffen nicht der Fall ist (vgl. Aguayo-Krauthausen 2023: 23–24).

Dass sich die Behindertenbewegung für den Begriff *Behinderung* und gegen die Verwendung von Euphemismen ausspricht, wird beispielsweise durch die Social-Media-Kampagne ‘#SaytheWord’ sichtbar. Diese wurde von behinderten Menschen ins Leben gerufen, um den Begriff *disability* selbstbewusst zurück- bzw. einzufordern und nichtbehinderte Menschen dazu zu ermutigen, darauf zu verzichten, diese Identität sprachlich zu ignorieren oder durch Ersatzbegriffe zu substituieren. Die Aktivist:innen wollen das Ignorieren und Auslöschen behinderter Identität aufheben und sich dafür stark machen, dass Menschen mit Behinderungen bedeutend sind und nicht länger unterdrückt werden sollen. (Vgl. Andrews / Ayers / Powell 2022: 3–4). Die allgemeine Verwendung von Euphemismen in Zusammenhang mit Behinderung ist auch insofern kritisch zu betrachten, als die euphemistischen Begriffe von nichtbehinderten Menschen geprägt wurden. Die Behindertenbewegung lehnt diese Begriffe weitgehend ab, da sie als oberflächlich, bevormundend und unzureichend empfunden werden (vgl. Andrews / Ayers / Powell 2022: 3).

In ihrem Interview sprach Klara an, dass auch sie nichts davon halte, den Begriff *Behinderung* zu umschreiben.

[...] das bringt mich auf etwas sehr Wichtiges. Ich halte überhaupt nichts davon, den Begriff *Behinderung* zu umschreiben. [...] wenn du den Begriff *Behinderung* verschweigst oder tabuisiert, dann machst du aus ihm etwas Böses. (Klara: 345–351)

Klara spricht sich klar für die Verwendung des Begriffes *Behinderung* und somit gegen die Verwendung von Euphemismen aus. Auch die anderen teilen die Ansicht, dass es keines neuen Begriffs anstelle von *Behinderung* bedarf, wobei sowohl Max als auch Carolina angesprochen haben, dass es ihnen am liebsten wäre, wenn es gar keinen Begriff mehr bräuchte (siehe Kapitel 7.5.5.1).

7.5.4.1 Handicap

Der Begriff *Handicap* wurde ab 1915 verwendet, um Menschen, zunächst vor allem Kinder, mit Behinderungen zu benennen. In Großbritannien und den USA wurde der Begriff zunehmend gebraucht, um Menschen mit unterschiedlichsten Behinderungen zu bezeichnen. Mit dem Erstarken der Behindertenrechtsbewegung wurde *Handicap* aber zunehmend mit veralteten Konzepten assoziiert. Eine falsche Etymologie brachte den Begriff mit *betteln* (*cap in hand*) und in weiterer Folge mit Wohltätigkeit in Verbindung. Diese Vorstellung erzeugte ein Bild von Behinderung, dem die Aktivist:innen der Behindertenbewegung entschieden widersprachen. (Vgl. Arciuli / Shakespeare 2023: 22).

[...] Bis ich dann irgendwann recherchiert habe und unter anderem auch meine Arbeit kennengelernt habe in der Zeit, die mir dann erklärt haben, woher dieser Begriff kam. Und damals war's im Wienerischen oder im österreichischen Begriff halt so, wenn es ein englisches Wort ist, dann wird schon okay sein. Ja. Also so, dann sind sie halt nicht mehr *die Behinderten*, dann sind es halt die, *die mit Handicap*. Ja, und dann habe ich einmal erkannt, dass es eigentlich von der Kappe in der Hand und vom Betteln kommt. Im angloamerikanischen Raum und im britischen Raum ist das ein No-Go. Das ist so, wie wenn du bei uns *Krüppel* sagst, also ganz arg. (Carolina: 57–64)

Durch den Begriff *Handicap* wird ein Bild von Behinderung erzeugt, welches stark stigmatisiert bzw. negativ konnotiert ist. Die Zuschreibung, Menschen mit Behinderungen seien hilfsbedürftig und unselbstständig, spricht Betroffenen die Fähigkeit eines selbstbestimmten Lebens ab. Dementsprechend versagt dieser Begriff in seiner ursprünglich euphemistischen Bedeutung. Er wurde von allen Befragten vorliegender Untersuchung abgelehnt. Auch Max verwies in seinem Interview auf die Verbindung des Wortes mit *betteln* bzw. mit der Zuschreibung, Bittsteller zu sein (vgl. Max: 106–109). Thea lehnt den Begriff *Handicap* ebenfalls ab, sie kann sich dessen Verwendung nur vorstellen, wenn über die Behinderung selbst gesprochen wird (vgl. Thea: 77–78).

7.5.4.2 Besondere Bedürfnisse

Die Formulierung *Menschen mit besonderen Bedürfnissen* wurde von allen vier Befragten klar abgelehnt. Die Argumentationen der Interviewten zeigen, dass dieser Begriff nicht geeignet ist, um die Lebensrealität behinderter Menschen zu beschreiben. Ein Grund dafür ist, dass der Begriff impliziert, dass Menschen mit Behinderungen *besondere* Bedürfnisse haben, wobei es sich aber eigentlich um grundmenschliche Bedürfnisse, etwa Teilhabe, Mobilität oder Bildung, handelt und diese daher nicht als besonders ausgewiesen werden können. Diese Bedürfnisse sind nicht besonders, sondern werden in vielerlei Hinsicht nicht für alle gleichermaßen erfüllt.

Warum habe ich besondere Bedürfnisse? Ich habe eigentlich dieselben Bedürfnisse wie jeder andere Mensch auch. (Thea: 152–153)

Also was mir nicht so gefällt ist, dieses *Menschen mit besonderen Bedürfnissen*. Aber es geht eigentlich immer um die gleichen Bedürfnisse. Die Frage ist nur wie können diese Bedürfnisse erfüllt werden? (Max: 102–104) '

Wir haben keine besonderen Bedürfnisse. Wir brauchen vielleicht in manchen Dingen des Alltags andere Unterstützung als andere Leute. Aber wir haben keine besonderen Bedürfnisse. Auch eine Toilette zu

wollen, wo man rein kann, ist kein besonderes Bedürfnis, weil das Bedürfnis haben alle. (Carolina: 167–170)

Eine weitere Problematik ist, dass durch diese Formulierung die Aufmerksamkeit auf das Individuum gelegt wird, während die gesellschaftlichen und behindernden Strukturen, die Exklusion verursachen, nicht angesprochen werden. Die Verantwortung für Teilhabe wird somit auf die betroffenen Individuen überschrieben, anstatt sie als Aufgabe der Gesellschaft auszuweisen. Darüber hinaus wird durch diese Formulierung der Eindruck erweckt, dass es sich um besondere Menschen handelt, die sich von der Norm abheben, es kommt also zu einer sprachlichen Markierung der Andersartigkeit und es wird der Eindruck erweckt, als ob diese Menschen anders behandelt werden müssten.

Das, finde ich, ist so einer der schlimmsten Begriffe, die sich eingeschlichen haben, weil das impliziert, dass die Bedürfnisse, die wir haben, besonders sind. Aber die meisten von uns haben einfach nur das Bedürfnis, normal zu leben mit normalen Lebenszielen. Das ist nichts Besonderes. (Klara: 347–350)

Um die Wirksamkeit des Euphemismus *special needs* zu untersuchen, haben Gernsbacher, Raimond, Balinghasay und Boston im Jahr 2016 eine Studie mit 530 Teilnehmer:innen durchgeführt. Das Ziel der Studie war es herauszufinden, wie der Euphemismus *special needs* von einem „sample of adult participants from the general population“ (Gernsbacher / Raimond / Balinghasay / Boston 2016: 1) erlebt wird. Für die empirische Untersuchung der Wirksamkeit des Begriffes wurden mehrere Fallbeispiele erstellt, bei denen die Teilnehmer:innen die Aufgabe hatten, bestimmte fiktive Personen nach Prioritäten zu reihen. Für die Beschreibung der Personen wurden die Labels *has a disability*, *has a certain disability* (z. B. Person ist blind), *has special needs* oder *no label* (Kontrollgruppe) gewählt. Die Befragten sollten ihre persönlichen Prioritäten, beispielsweise in der Frage, mit welcher Person sie am liebsten zusammenwohnen würden, reihen. Das Ergebnis der Studie verdeutlicht, dass der Euphemismus *special needs* nicht als solcher wirksam ist. (Vgl. Gernsbacher / Raimond / Balinghasay / Boston 2016: 1–7).

Thus, characters described as having special needs were most frequently chosen last, indicating that special needs is an ineffective euphemism. Characters described as having special needs were chosen last even more frequently than characters described as having a disability or a certain disability, suggesting that the euphemism special needs conveys more negativity than the non-euphemized term disability or the names of specific disabilities (e.g., blind). If special needs was an effective euphemism, then we would have observed that characters described as having special needs were chosen last less often than characters

described as having a disability or a certain disability. But, as predicted, we observed just the opposite. (Gernsbacher / Raimond / Balinghasay / Boston 2016: 7)

Diese Untersuchung verdeutlicht, dass dieser Begriff nicht nur inhaltlich unzureichend ist, sondern auch in seiner euphemistischen Wirksamkeit versagt. Der Versuch einer beschönigenden Beschreibung durch diese Formulierung gelingt nicht und, wie die Studie zeigt, die Phrase ist negativer konnotiert als *hat eine Behinderung* oder das konkrete Nennen der jeweiligen Behinderung.

7.5.4.3 Mixed abled

Carolina war die Einzige, die den Euphemismus *mixed abled* nannte. Seinen Ursprung hat dieser Begriff im *Mixed-abled Dance*, einer Tanzform, in der Tänzer:innen ohne und mit Behinderung zusammen tanzen. Diese Tanzform ist geprägt von einem kreativen Umgang mit dem tanzenden Körper und der gleichberechtigten aktiven Teilhabe von behinderten Menschen. Der *Mixed-abled Dance* in seinen unterschiedlichen Ausprägungen besitzt eine bedeutende soziale wie auch politische Dimension. Sein Ziel besteht darin, allen Menschen in ihrer individuellen Eigenart eine gleichberechtigte Teilhabe am (tanz-)kulturellen Leben zu ermöglichen. Unterschiedliche Fähigkeiten und Körperlichkeiten der Ensemblemitglieder werden dabei nicht als Defizite, sondern als Ausdruck kreativer Vielfalt und als wertvolle Ressourcen für das künstlerische Schaffen verstanden. Getragen wird dieser ästhetische Wertewandel von sozialen und politischen Bewegungen, die in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts sowohl in den USA als auch in Europa entstanden. (Vgl. Quinten 2018: 140–141).

Ich kann zum Beispiel mit dem mit dem Begriff [...] *Mixed abled* oder sowas nicht viel anfangen. Weil, das ist für mich wieder zu weit gegriffen. Ja, also wo ich mir denke, okay, wenn ich das Wort höre, hat das jetzt nicht unbedingt was mit Menschen mit Behinderungen zu tun, sondern ist für mich auch einer kann malen und der andere kann Tennis spielen. Ja, also das kommt jetzt auch in der Behindertenbewegung ein bisschen durch. (..) Aber es ist, also in einem Artikel oder in journalistischer Arbeit würde ich das Wort jetzt nicht sehen. Ich glaube, damit kann auch niemand was anfangen. Ist außerdem auch wieder ein englisches Wort, das vielleicht nicht für alle zugänglich ist. (Carolina: 157–164)

Carolina sieht den Begriff kritisch, da dieser Terminus für sie zu unscharf und „zu weit gegriffen“ sei und er nicht eindeutig auf Menschen mit Behinderungen verweise. Vielmehr könne die Bezeichnung auch in anderen Kontexten verstanden werden, etwa als Hinweis auf unterschiedliche, aber nicht behinderungsbezogene Fähigkeiten, wie die von ihr genannte Fähigkeit zu malen oder Tennis zu spielen. Nach ihrer Einschätzung findet der Begriff derzeit zwar in Teilen der Behindertenbewegung Verwendung, in journalistischen oder wissenschaftlichen Texten sei

er jedoch wenig geeignet, da er nicht etabliert sei und möglicherweise nicht oder falsch verstanden werde. Zusätzlich verweist sie auf das Problem der Zugänglichkeit, da es sich um ein englisches Wort handelt, das möglicherweise nicht allen Sprecher:innen und Rezipient:innen vertraut ist.

7.5.5 Bevorzugte Anreden

Im Rahmen der Interviews wurde auch der Frage nachgegangen, welche Selbstbezeichnung die Befragten bevorzugen und als angenehm empfinden. Die Antworten aller Befragten implizierten, dass sie das Wort *behindert* oder *Behinderung* in verschiedenen Konstellationen als für sie passend empfinden. Carolina und Max ergänzten allerdings, dass es ihnen am liebsten wäre, wenn keine besondere Bezeichnung zur Beschreibung ihrer Person mehr notwendig wäre.

7.5.5.1 Verzicht auf Bezeichnungen

„Ich selbst nenne mich immer nur Max (Lachen).“ (Max: 115–116)

Max impliziert mit seinen Worten, dass es in erster Linie um ihn als Person geht und er auch als solcher mit seinem Namen angesprochen werden möchte. Seine Behinderung ist nicht seine komplette Identität, sondern ein weiteres Personenmerkmal, auf welches er nicht reduziert werden möchte. Gerade im Rahmen der Debatte um angemessene Sprache macht diese Aussage deutlich, dass besondere Bezeichnungen nicht immer erforderlich sind. Oft ist es den betroffenen Personen wichtiger, namentlich angesprochen und als Individuum wahrgenommen zu werden.

Also in einer idealen Welt würde ich sagen, man braucht das Wort gar nicht, weil sich dann mehr auf die Strukturen oder die Situation jetzt bezieht und da sowieso dann alle gleich behandelt werden – das wäre jetzt ein Ideal. (Max: 266–268) [...] In der idealen Welt wird einfach auf die Bedürfnisse eingegangen und es ist kein Thema mehr. (Max: 289–290)

Die von Max angesprochene ideale Gesellschaft ist eine, in der kategoriale Zuschreibungen überflüssig sind und der Fokus auf die Bedürfnisse von Personen gelegt wird, ohne sie sprachlich als andersartig zu markieren. Der Fokus liegt für ihn dabei auf den strukturellen Bedingungen sowie den individuellen Bedürfnissen. Damit fordert er eine Verschiebung des Diskurses von Bezeichnungen hin zu Handlungs- und Strukturfragen ein.

Carolina sieht das ähnlich wie Max und erwähnt sogar mehrmals im Zuge des Interviews, dass es ihr am liebsten wäre, wenn das (sprachliche) Hervorheben ihrer Behinderung enden würde.

[...] und eigentlich wäre es ja überhaupt super und das wäre ja mein Wunsch, wenn man es überhaupt nicht mehr dazusagen muss, wenn man diese Begriffe und diese Betitelungen nicht mehr braucht. [...] Ja, weil ich von diesem, von dieser Stigmatisierung wegwill. (Carolina: 73–80)

Dieses Zitat verdeutlicht Carolinas Wunsch nach einer sprachlichen sowie sozialen Normalisierung, bei der kategoriale Zuschreibungen obsolet werden. Sie betont ihre Wunschvorstellung, dass der sprachliche Verweis auf die Behinderung nicht mehr explizit notwendig wäre, um die Markierung der Andersartigkeit nicht mehr zu betonen. Der Verweis auf das Loslösen von der Stigmatisierung behinderter Menschen, die durch das Benennen, Kategorisieren und Differenzieren entsteht, ist für Carolina von großer Bedeutung. Sprachliche Markierungen fungieren als Mechanismus sozialer Abgrenzung, der bestehende Macht- und Ungleichheitsverhältnisse reproduziert und möglicherweise auch verstärkt. Der Wunsch nach dem Verzicht auf die sprachliche Hervorhebung der Behinderung impliziert eine Kritik an den diskriminierenden Strukturen, denen Menschen mit Behinderungen immer noch ausgesetzt sind.

7.5.5.2 Mensch mit Behinderung

Klara, Thea und auch Carolina bevorzugen die Anrede *Mensch mit Behinderung*, wobei für sie alle auch *behinderter Mensch* in Ordnung ist. Sie begründen das damit, dass für sie der Mensch bei dieser Formulierung im Vordergrund steht und nicht die Behinderung. Auf die Frage, welche Begriffe sie bevorzugt, antwortet Carolina wie folgt:

Okay, ich fange mal beim leichtesten an. Also ich bevorzuge (..) am liebsten gar keinen wie gesagt (Lachen). Aber (...) eine Bezeichnung der Person. Also *Frau, Mann, Kind, Mensch mit Behinderung*. Ich bevorzuge es auch hinterdrein. Also eben zuerst die Person im Grunde genommen und dann erst mit Behinderung. (Carolina: 149–152)

Auch hier betont sie erneut, dass der Verzicht auf die spezielle Benennung für sie wünschenswert ist. Darüber hinaus geht es ihr in erster Instanz um die Benennung der Person, um sprachlich den Fokus auf das Menschsein zu legen.

Klara bevorzugt aus denselben Gründen diese Formulierung:

„*Menschen mit Behinderung*. Das bevorzuge ich, weil es die Behinderung attribuiert und den Menschen in den Vordergrund stellt.“ (Klara: 214–216)

Thea verweist bei der Beantwortung der Frage nach ihrer bevorzugten Anrede auch darauf, dass für sie jeder selbst definieren sollte, wie er bezeichnet werden möchte. Damit betont sie das für

sie sehr wichtige Recht jedes Menschen, selbst zu entscheiden, wie er oder sie benannt werden möchte. Durch die sprachliche Selbstermächtigung von Personen(gruppen) zu entscheiden, wie sie benannt werden möchten, wird ihnen Selbstbestimmung und Autonomie ermöglicht, die vor allem marginalisierten Gruppen immer noch oft abgesprochen wird.

Ja, also ich glaube halt, dass generell jeder für sich selber definieren sollte, wie er sich nennen möchte sozusagen oder wie man sich bezeichnen möchte. Aber ich glaube, *Menschen mit Behinderungen* oder *behinderte Menschen* würde ich halt als für mich passend empfinden. (Thea: 72–75)

7.5.5.3 Behinderter Mensch

Max war der Einzige, der nach dem Verzicht auf eine bestimmte Bezeichnung die Formulierung *behinderter Mensch* bevorzugt, wobei er *Mensch mit Behinderung* auch als für ihn passend empfindet.

Also ich selbst verwende (...) *behinderte Menschen* beispielsweise, wenn ich es allgemein verwende, weil das kommt daher, dass die Umwelt mich behindert oder Menschen, da gibt es unterschiedliche Sichtweisen auch unter behinderten Menschen, die einen meinen so, die anderen so. Es sind halt unterschiedliche Zugänge. Ist auch okay. Man kann *Menschen mit Behinderung* sagen, ist auch relativ egal. Ich selbst nenne mich immer nur Max. (Lachen) (Max: 111–116)

Er begründet dies damit, dass so der Fokus auf die behindernden Strukturen gelegt wird, die behinderte Menschen einschränken und ihnen die Teilhabe verwehren. Max betont aber auch, dass beide Anreden für ihn in Ordnung sind und innerhalb der Personengruppe behinderter Menschen verschiedene Sichtweisen vorherrschend sind.

Auch Klara empfindet die Anrede *behinderter Mensch* als passend und verweist in ihrer Erläuterung auf das soziale Modell (s. weiter oben), welches durch diese Formulierung besser hervorgehoben wird.

Dann gibt es aber im englischen Sprachgebrauch das, wenn man sagt *behinderte Menschen*, das wirkt im Deutschen nicht so gut wie im Englischen, ist Folgendes damit gemeint. Da steht nämlich das soziale Modell mit Behinderung dahinter, das sagt: ‚Wenn man behindert ist, dann ist man nicht behindert, weil der Körper nicht in Ordnung ist, sondern man ist behindert, weil man diskriminiert wird.‘ Und deswegen sagt man im Englischen häufig *disabled people*, kann man auch sagen. Aber dass man da meint, dass man in Deutschland, das nicht so gut kennt, da dieses Modell sich immer noch nicht so durchgesetzt hat, bevorzuge ich den Begriff *Mensch mit Behinderung*. (Klara: 216–223)

7.5.5.4 Person-first vs. Identity-first language

Die Debatte, ob die Bezeichnung *behinderter Mensch* oder *Mensch mit Behinderung* angemessener ist, wird insbesondere im englischsprachigen Raum geführt. Hierbei wird zwischen identity-first language (*disabled people*), wo zuerst auf die Behinderung verwiesen wird, die als wichtiger Bestandteil der Identität angesehen wird, und person-first language (*people with disabilities*), wo an erster Stelle auf das Menschsein und erst an zweiter Stelle auf die Behinderung verwiesen wird, unterschieden (vgl. Sharif / McCall / Bolante 2022). Um zu erforschen welche Bezeichnung aus welchen Gründen von Betroffenen bevorzugt wird, haben Sharif, McCall und Bolante 2022 eine Studie durchgeführt, in der 519 behinderte Menschen aus 23 Ländern dazu befragt wurden. Dabei kam heraus, dass 49% der Befragten die identity-first language, also *disabled people* bzw. *behinderter Mensch*, bevorzugen, während 33% der Befragten die person-first language (*people with disabilities* bzw. *Mensch mit Behinderung*) präferieren. 18% der Befragten gaben an dahingehend keine Präferenz zu haben. Durch die Analyse verschiedener Protokolle wurde darüber hinaus herausgearbeitet, dass die person-first language die verbreitetere Form der Bezeichnung für Menschen mit Behinderungen ist. Für die Untersuchung wurden auch intersektionelle Kategorien wie Geschlecht, Alter und Herkunftsland berücksichtigt und untersucht, ob diese Kategorien Auswirkungen auf die Präferenzen der Befragten haben. (Vgl. Sharif / McCall / Bolante 2022: 1–3).

Im Folgenden werden Argumente von zwei Befragten wiedergegeben, die die identity-first language bevorzugen.

Person-first language implies that being disabled is a bad thing, which we should continue to stigmatize. I'm a disabled, autistic person, not a person with autism or a person with a disability – you can't separate those experiences out from the rest of me. (Sharif / McCall / Bolante 2022: 8)

I'm not ashamed of my disability. I am who I am, there's no point in denying that. 'Person with blindness' just sounds wrong to me. I feel like person-first language tries to hide our disabilities. It communicates the message that, even though you're disabled, you're still a person, treating disability as something wrong and something to be ashamed of, which is not the way I feel about it. (Sharif / McCall / Bolante 2022: 8 [Hervorhebung im Original])

Die beiden Personen sprechen sich beide gegen die person-first language aus, weil sie darin eine implizite Abwertung ihrer Behinderung erkennen.

Das erste Zitat verdeutlicht, dass diese Person Autismus als untrennbaren Teil ihrer Identität versteht. Die Formulierung *person with autism* suggeriere für sie eine künstliche Abgrenzung

des Autistisch-Seins vom eigentlichen Menschen, was aus ihrer Sicht weder möglich noch sinnvoll ist.

Aus dem zweiten Zitat geht das Empfinden hervor, dass person-first language so erlebt wird, als ob die Behinderung etwas sei, das versteckt oder beschönigt werden müsse. Die Aussage verdeutlicht, dass diese Art der Formulierung beschämend und distanzierend wirken kann und Behinderung als Makel oder etwas, wofür man sich entschuldigen müsse, ausgewiesen wird. Beide Zitate verdeutlichen, dass viele behinderte Menschen die Behinderung als Teil ihrer Identität und nicht als Defizit ansehen.

Im Gegensatz dazu gab es auch Befragte, die sich klar für die person-first language ausgesprochen haben.

It's not a deep loathing, but I just don't like it when 'disabled' is literally the first way a person learns of me, as in 'A disabled woman I work with'. There, I'm disabled before literally anything else, and it's really not one of the most interesting things about me. (Sharif / McCall / Bolante 2022: 8 [Hervorhebung im Original])

It is important to me that a person is said first. We are humans. We have feelings and deserve to be recognized as a person before a disabled person. (Sharif / McCall / Bolante 2022: 8)

Diese beiden Personen erleben die identity-first language als reduzierend und unausgewogen und lehnen sie daher ab.

Das erste Zitat stammt von einer Sprecherin, die es als unangenehm empfindet, wenn ihre Behinderung das erste Merkmal ist, das andere über sie erfahren. Sie betont auch, dass ihre Behinderung für sie nicht das hervorstechendste oder interessanteste Merkmal an ihr ist, sondern nur eines von vielen Kennzeichen ihrer Person.

Für die zweite Person ist es wichtig in erster Linie als Mensch benannt zu werden, denn das steht für sie im Vordergrund. Die Betonung soll auf dem grundlegenden Menschsein liegen und nicht auf Zuschreibungen einer Behinderung, die den eigentlichen Menschen überlagern. In der Wahrnehmung dieser Person wird die Würde und Individualität von behinderten Menschen durch die person-first language viel besser zum Ausdruck gebracht.

Nicht alle der Befragten haben sich für eine der beiden Optionen entschieden, da sie keine bestimmte Präferenz dahingehend haben.

I do not have a preference because I prefer others to feel comfortable and am secure enough in who I am as a person to not become overly offended or upset by the ways people go about communication. Far too

often this issue of a person-first vs identity-first language becomes unnecessarily heated and seems to cause more anxiety than is needed, healthy, and helpful. (Sharif / McCall / Bolante 2022: 8)

The order of the person and the disability doesn't change the end result. Whether the person or the disability comes first the disability is still present and, in my opinion, does not really modify any sort of context. (Sharif / McCall / Bolante 2022: 8)

Beide Sprecher:innen nehmen eine neutrale Haltung in der Frage um *identity-first* oder *person-first language* ein. Die erste Gewährsperson betont, dass sie sich in ihrer eigenen Identität sicher fühlt und die sprachlichen Formulierungen daher für sie nicht so bedeutend sind. Für diese Person ist es wichtig, dass ihre Gesprächspartner:innen sich wohlfühlen und die verwendeten Formulierungen nicht überanalysieren müssen. Sie ist der Ansicht, dass durch das Führen der Debatte über die angemessene Sprachform oftmals Stress und Unsicherheit erzeugt werden. Für die zweite Gewährsperson macht es inhaltlich keinen Unterschied, ob die Behinderung vor oder nach der Person genannt wird, da die Behinderung unabhängig von der sprachlichen Formulierung dieselbe bleibe und die Reihenfolge keine wesentliche Auswirkung auf den Kontext oder die Bedeutung der Aussage habe.

Bereits diese geringe Anzahl an persönliche Meinungen zu dieser Debatte zeigt, wie unterschiedlich die Präferenzen und das Erleben von Betroffenen sind. Menschen mit Behinderungen sind eine stark heterogene Gruppe, die auch verschiedene Bezeichnungen für sich selbst bevorzugen. Dies kann zum einem mit der Art der Behinderung in Verbindung stehen, aber auch mit individuellen Einstellungen. Daher ist es ratsam, sich bei Betroffenen selbst zu erkundigen, welche Bezeichnung sie für sich bevorzugen. (Vgl. Sharif / McCall / Bolante 2022: 3; Schöne 2023: 30).

Von der Bezeichnung *Behinderter* ist abzuraten, da sie Menschen auf ihre Behinderung reduziert. Sie spricht Betroffenen ihr Menschsein ab, indem sie sie ausschließlich über körperliche, intellektuelle oder psychische Merkmale definiert. Viele behinderte Menschen teilen die Ansicht, dass sie „in erster Linie ein Mensch sind und erst viel später behindert.“ (Firlinger 2003: 22).

Ebenso problematisch ist die Rede von *den Behinderten*, da sie eine äußerst heterogene Gruppe pauschalisiert. Eine solche Sammelbezeichnung wird der Vielfalt individueller Lebensrealitäten nicht gerecht und ignoriert persönliche Geschichten und soziale Kontexte. Darüber hinaus trägt diese Formulierung dazu bei, stereotype Vorstellungen aufrechtzuerhalten und fortzu-

schreiben. (Vgl. Firlinger 2003: 23). Klara betont außerdem, dass die Unterschiede enorm seien, weil die Lebenssituationen oftmals sehr unterschiedlich seien und diese Menschen aber enorm prägen würden.

Also man muss sich einfach bewusst werden, dass man da nichts pauschalisieren kann. Selbst wenn jemand haargenau dieselbe Behinderung hätte wie ich, dann ist das ein anderer Mensch. Durch seine Erfahrung, durch das, was er mitbekommen hat, durch seine Lebenssituation. Und das muss man sehen. Man muss den Menschen als Ganzes begreifen. Natürlich beeinflusst die Behinderung mehr oder weniger auch einen Teil der Persönlichkeitsbildung. Aber es macht nicht alles aus. Und jeder Mensch mit Behinderung, auch wenn er eine ähnliche Situation hat, ist anders, wie wir alle anders sind. (Klara: 460–467)

7.5.6 Pejorativa

7.5.6.1 Bist du behindert

Die Aussage *bist du behindert* macht deutlich, wie negativ das gesellschaftliche Bild von Behinderungen ist, weil der Begriff als Beleidigung gebraucht wird. Laut den Befragten wird dieses Schimpfwort vor allem im Jugendsprachgebrauch verwendet.

[...] wo man auch merkt, dass es eine negative Konnotation hat, dass es als Schimpfwort verwendet wird, was natürlich, wenn man es analytisch betrachtet, nicht gut ist. Aber auch mir ist es ein paarmal passiert, glaube ich, dass ich das sogar selbst verwendet habe. (...) Ich weiß nicht, woran es liegt, dass sich das so einschleust. Wir haben ziemlich viele sprachliche Verwendungen, die sich in den Alltagsgebrauch einschleusen und die dann natürlich davon zeugen, dass ein gewisser Sachverhalt eher negativ bewertet wird, wie zum Beispiel *Behinderung* [...] Die Frage ist, was ich mir auch stelle, wie geht man im Alltag damit um? Als Kind achtet man selbst nicht so drauf oder als Jugendlicher. Ich glaube auch nicht, dass die Jugendlichen das bewusst böse verwenden. Natürlich ist es ein Ausdruck, der zeigt, dass, dass man Behinderung eher als negativ bewertet. (Klara: 15–27)

Klara verdeutlicht mit ihren Worten, dass Sprache nicht neutral ist, sondern gesellschaftliche Wertungen mit ihr transportiert werden. Die Verwendung des Wortes *behindert* als Schimpfwort zeigt für sie ganz deutlich, dass der Begriff *Behinderung* im Alltag eine negative Konnotation erhält. Damit wird sichtbar, dass sich diskriminierende Bedeutungen in die Alltagssprache einschleusen können, ohne dass dies immer bewusst geschieht. Selbst Personen, die versuchen sensibel mit ihrem Sprachgebrauch umzugehen, oder in Klaras Fall jemand, der selbst betroffen ist, greifen gelegentlich auf solche Ausdrucksweisen zurück, wodurch deutlich wird, wie tief solche Muster verankert sind. Klara erwähnt aber auch, dass vor allem Jugendliche den Begriff nicht zwangsläufig mit böse Absicht verwenden, sondern eher unreflektiert im Rahmen alltäglicher Kommunikation. Dennoch werden durch diese Abwertung von Behinde-

rungen in der Alltagssprache ableistische Denkmuster sichtbar, die gesellschaftlich weitergegeben und reproduziert werden. Klara wirft aber auch die Frage in den Raum, wie man im Alltag mit solchen sprachlichen Gewohnheiten umgehen soll. Ihre Worte verdeutlichen, wie schwierig es ist, tief eingeprägte Sprachroutinen, die oftmals unreflektiert übernommen und verwendet werden, zu durchbrechen.

Carolina erwähnt, dass es für sie wirklich verletzend sei, wenn sie mitbekommt, wie das Wort *behindert* als Schimpfwort herangezogen wird. Vor allem Jugendlichen gebrauchen diesen Begriff oftmals als Beleidigung. (Vgl. 104–106).

Sie erzählt außerdem von einer Situation, wo zwei Mädchen vor der Supermarktkasse in einen Streit verfallen sind und die eine die anderen dann fragte, ob sie behindert sei. Carolina erwähnt, dass sie in dieser Situation überlegt habe, wie sie am besten reagieren könne, um einen Denkprozess bei den beiden Mädchen anzustoßen, ohne sie zu belehren. Sie ist der Meinung, dass ein Umdenken vor allem dann erreicht werden könne, wenn man Personen mit überlegten und „lässigen“ Bemerkungen zum Nachdenken anrege, ohne sie moralisch belehren oder ihnen etwas vorschreiben oder verbieten zu wollen. (Vgl. Carolina: 107–114).

Carolina macht deutlich, mit wie viel Schmerz eine derartig negative Verwendung des Wortes *behindert* für sie verbunden ist, da sie mehrmals erwähnt, dass „das echt weh tut.“ (Carolina: 104–105). Gleichzeitig wird durch die von ihr geschilderte Situation auch sichtbar, wie unreflektiert insbesondere Jugendliche diesen Begriff als Beleidigung verwenden, wenn sie es sogar im Beisein von Betroffenen tun.

So wie alle anderen Gewährspersonen auch, hat auch Max im Laufe seines Lebens die Verwendung des Wortes *behindert* als Beleidigung miterlebt. Anders als Carolina meint er aber, dass ihm das eigentlich relativ egal sei und es für ihn keinen Trigger darstelle. Er meint außerdem, dass diese Beleidigung vor allem im Kinder- und Jugendalter verwendet werde, da Erwachsene sich anders ausdrücken oder eher zu Kraftausdrücken greifen, um ihren Unmut kundzutun. (Vgl. Max: 176–181).

Auch Thea ist es wichtig, dass das Wort *behindert* nicht mehr in einem negativen Kontext verwendet wird.

Dementsprechend sollte man sie halt nicht leichtfertig verwenden und auch nicht behindert als etwas, was schlecht ist. So von wegen ‚Hey, du bist behindert‘, ‚bist behindert‘. So was will ich nicht verwenden.

Also würde ich mir wünschen, dass die Leute das nicht mehr so verwenden. (Thea: 83–86)

Sie betont dabei, dass sie selbst von einer beleidigenden Verwendung des Begriffes *behindert* absehen möchte und sich außerdem wünscht, dass auch andere Personen das Wort nicht mehr derart abwertend gebrauchen.

7.5.6.2 Idiot

Das Wort *Idiot* entstammt dem Griechischen *idios*, was mit ‘privat, eigentümlich’ oder ‘eigen’ übersetzt werden kann. Der Begriff wurde lange wertneutral gebraucht und erst durch die englische Rechtsprechung, die den Begriff ‘eigenartigen, oftmals geistig behinderten’ Personen zuschrieb, negativ konnotiert. (Vgl. Firlinger 2003: 26). Wie bereits dargelegt, wurde der Begriff *Idiot* insbesondere im Zweiten Weltkrieg bzw. während des NS-Regimes als abwertende Bezeichnung verwendet, um Menschen mit Lernschwierigkeiten herabzuwürdigen. Trotz dieser belasteten Geschichte ist das Wort bis heute fest im alltäglichen Sprachgebrauch verankert. In der Gegenwart dient es überwiegend als Schimpfwort, um Personen zu charakterisieren, die als dumm, unvernünftig oder töricht wahrgenommen werden. Eine direkte Bezugnahme auf Menschen mit Lernschwierigkeiten ist damit in der heutigen Verwendung in der Regel nicht mehr intendiert. Dennoch bleibt der Begriff historisch untrennbar mit sprachlicher Gewalt und Diskriminierung verbunden. Dieses Spannungsverhältnis zwischen aktueller Alltagsverwendung und problematischer Herkunft ist vielen Sprecher:innen nicht bewusst, sodass es an einem gesellschaftlichen Bewusstsein für die diskriminierende Dimension des Begriffs mangelt.

Auch ‚du Trottel‘ oder ‚du Idiot.‘ Wenn man das zu jemandem sagt, ist das ja eigentlich eine Abwertung von Leuten, die man als geistig nicht so leistungsfähig bewertet. Man sagt ‚du Idiot‘ oder ‚du Trottel‘ oder ‚du Spinner.‘ Das zeigt natürlich eine gewisse gesellschaftliche Haltung, dass Behinderung oder nicht so hoch eingestufte geistige Leistungsfähigkeit als negativ bewertet wird. (Klara: 27–31)

Klara verweist hier auf eine gesellschaftliche Haltung, die kognitive Behinderungen oder geringere geistige Leistungsfähigkeit abwertet. Durch ihre Worte macht sie deutlich, dass alltägliche Beleidigungen mehr sind als bloße sprachliche Ventile für Ärger oder Aggression. Derartige Beleidigungen transportieren gesellschaftliche Normen und Wertungen. Die Verwendung solcher Begriffe ist außerdem ein Beispiel für sprachlich verankerten Ableismus: Die Abwertung von Menschen geschieht nicht nur durch direkte Diskriminierung, sondern auch durch sprachliche Routinen, die Behinderung oder verminderte Leistungsfähigkeit mit etwas Negativem gleichsetzen.

Ja, also Menschen mit Behinderungen schließt ja auch Menschen mit Lernschwierigkeiten ein. Also so was wie *dumm*, *Idiot*, all diese Dinge sind ja auch extrem negativ behaftet und haben ja auch eine Vorgeschichte. Dementsprechend sollte man sie halt nicht leichtfertig verwenden [...]. (Thea: 80–83)

Thea verweist hier auf die bereits angesprochene historisch belastete Vorgeschichte des Wortes *Idiot*, welches für die Abwertung und Diskriminierung von Menschen mit Lernschwierigkeiten herangezogen wurde. Sie verdeutlicht darüber hinaus, dass solche Begriffe nicht als neutrale Alltagsausdrücke angesehen werden können, sondern Bedeutungen tragen, die gesellschaftliche Einstellungen zu Behinderungen widerspiegeln. Thea ist es wichtig, dass man solche beleidigenden Begriffe nicht leichtfertig und unreflektiert verwendet, da ihre Verwendung zur Normalisierung und Fortführung diskriminierender Haltungen beitragen kann.

7.5.6.3 Krüppel

Zum Begriff *Krüppel* äußerten die Befragten übereinstimmend Erleichterung darüber, dass diese Bezeichnung weitgehend aus dem allgemeinen Sprachgebrauch verschwunden ist. So betonte Carolina: „*Krüppel* ist inzwischen eh schon ein No-Go, Gott sei Dank – endlich!“ (Carolina: 181). Gleichwohl berichteten sowohl Thea als auch Klara davon, in ihrem Leben bereits mit dieser Bezeichnung konfrontiert worden zu sein.

Thea erinnerte sich daran, nach ihrer Schulzeit einmal als *Krüppel* beschimpft worden zu sein. An die genauen Umstände oder die betreffende Person konnte sie sich allerdings nicht mehr erinnern. (Vgl. Thea: 26–29). Die Vagheit dieser Erinnerung lässt darauf schließen, dass der Vorfall für sie sehr unangenehm war und er daher möglicherweise verdrängt wurde.

Klara wiederum schilderte eine Situation während ihrer Schulzeit, in der sie als *Krüppelkind* beleidigt wurde. Sie selbst habe die Äußerung gar nicht richtig wahrgenommen bzw. akustisch missverstanden, sei jedoch von einem befreundeten Mitschüler auf die Beschimpfung aufmerksam gemacht und in Schutz genommen worden. (Vgl. Klara: 36–40). Auffällig ist, dass Klara vor allem die Wut des Mitschülers hervorhebt, ihre eigenen Gefühle zu dem Vorfall jedoch nicht weiter thematisiert. Zwar bezeichnet sie die Situation als „Angriff“ (Klara: 40), gleichzeitig relativiert sie deren Bedeutung, indem sie anmerkt, dass dies als Kind nicht so ins Gewicht gefallen sei.

Insgesamt wird deutlich, dass der Begriff *Krüppel* eine stark abwertende und diskriminierende Konnotation trägt und daher berechtigterweise aus dem öffentlichen Sprachgebrauch verschwunden ist. Gleichwohl machen allerdings die Schilderungen der Befragten deutlich, dass Menschen mit Behinderungen immer noch mit diesem Begriff konfrontiert und durch ihn verletzt werden können.

7.5.7 Feste Wortverbindungen

Im Zuge der Interviews wurden die Gesprächspartner:innen nach gängigen Phrasen bzw. Redewendungen befragt, die sich in Bezug auf Behinderungen in den Sprachgebrauch eingeschlichen haben und ein negatives Bild ebendieser vermitteln. Die genannten Redewendungen waren *an den Rollstuhl gefesselt* und *an einer Behinderung leiden*.

Ja, *an den Rollstuhl gefesselt* oder sie *leidet an einer Behinderung*. Das ist auch ganz schlimm. Ja. (..) Wir leiden nicht prinzipiell (Lachen). Es geht einem schon manchmal auf die Nerven, aber man leidet nicht prinzipiell. Also das sind so, so Wortkonstruktionen, die ganz schrecklich sind. Und genau in dieser Sensibilisierung, oder in dem Versuch, political correct zu sein, treibt es ja dann auch manchmal journalistisch sehr komische Blüten. (Carolina: 220–225)

Carolina verdeutlicht die Problematik bestimmter Sprachbilder, die in der Kommunikation und Berichterstattung über behinderte Menschen bis heute weit verbreitet sind. Beide genannten Formulierungen transportieren ein defizitorientiertes Verständnis von Behinderung. Während die Formulierung *an den Rollstuhl gefesselt* Assoziationen von Gefangenschaft und Unfreiheit evoziert, negiert sie zugleich die Funktion des Rollstuhls als Hilfsmittel zur Mobilität und Selbstbestimmung. Genau genommen ist der Vergleich von Gefangenschaft und Fesseln auch schlichtweg inkorrekt, da der Rollstuhl seinen Nutzer:innen Mobilität und Freiheit ermöglicht. (Vgl. Firlinger 2003: 22).

Die Phrase *leidet an* „„ impliziert darüber hinaus, dass Behinderung notwendigerweise mit Leid verbunden sei – eine Zuschreibung, die Carolina ausdrücklich zurückweist. Ihre humorvolle Bemerkung macht deutlich, dass Behinderung nicht per se als Leidenszustand erlebt wird, auch wenn im Alltag durchaus belastende Situationen bestehen können.

Die genannte Formulierung ist auch dahingehend problematisch, da sie Armut und Leid der Betroffenen suggeriert und dementsprechend auch Mitleid hervorruft. Zudem lässt diese Redewendung die Tatsache außer Acht, dass die behindernden gesellschaftlichen und räumlichen Strukturen Menschen mit Behinderungen das Leben und vor allem auch die Teilhabe erschweren. (Vgl. Firlinger 2003:22).

Außerdem verweist Carolina mit ihren Worten auf eine Ambivalenz im öffentlichen Sprachgebrauch: Einerseits besteht der Anspruch, durch sprachliche Sensibilisierung Diskriminierung zu vermeiden; andererseits kann die Bemühung um politische Korrektheit (etwa in journalistischen Kontexten) zu ungeschickten oder überzeichneten Ausdrucksformen führen, die erneut stereotype Bilder (re)produzieren. Carolina macht mit dieser Aussage sichtbar, dass die Suche nach politisch korrekter Sprache im Spannungsfeld zwischen notwendigen Veränderungen und unbeabsichtigten Übertreibungen steht. (Vgl. Carolina: 220–225).

7.5.8 Schlüsselerlebnisse

Alle vier Befragten berichteten von Erfahrungen, in denen sie aufgrund ihrer Behinderung (sprachliche) Diskriminierung erfahren haben. Dass diese Erlebnisse von den Gesprächspartner:innen im Rahmen der Interviews aufgegriffen und geteilt wurden, deutet darauf hin, dass ihnen eine gewisse Relevanz beigemessen wird. Gleichzeitig ist festzuhalten, dass keiner dieser Erfahrungen eine derart hohe Bedeutung zugeschrieben wurde, dass sie nachhaltige oder tiefgreifende Auswirkungen auf die betroffenen Personen oder ihren Lebensverlauf gehabt hätten. Die entsprechenden Erzählungen werden im Folgenden zwar dargestellt, jedoch wird ihre Relevanz für das Leben der Befragten insgesamt nicht als erheblich eingeschätzt.

7.5.8.1 Thea

Thea beschreibt ihre Zeit in der Volksschule als belastend, da sie wiederholt das Gefühl hatte, sozial ausgeschlossen zu sein. Sie besuchte eine sehr kleine Klasse und charakterisiert sich rückblickend selbst als Außenseiterin, der es nicht gelungen sei, tragfähige soziale Beziehungen zu ihren Mitschüler:innen aufzubauen. Ob ihre Behinderung ursächlich für diesen erschwerten sozialen Anschluss war, kann Thea retrospektiv nicht mit Sicherheit beurteilen. (Vgl. Thea: 4-6; 19-23). Diese Unsicherheit verweist zugleich auf die Komplexität sozialer Exklusionsprozesse, in denen Behinderung zwar ein potenziell wirkmächtiger, jedoch nicht zwangsläufig alleiniger Faktor ist.

Zudem berichtet Thea in eher allgemeiner Weise von wiederkehrenden Alltagssituationen, in denen sie von anderen Personen aufgrund ihrer Rollstuhlnutzung bemitleidet wird. Aussagen wie „Sie sind arm, weil sie im Rollstuhl sitzen, und sie haben ja [...] kein vollwertiges Leben und Sie können ja nichts machen“ (Thea: 54–55), verdeutlichen eine ausgeprägt ableistische Deutungsweise von Behinderung, in der körperliche Beeinträchtigungen mit Defizit, Leid und einem vermeintlich eingeschränkten Lebenswert gleichgesetzt wird.

Dass Thea in ihrer Erzählung betont, es handle sich hierbei nicht um ein singuläres Ereignis, sondern um wiederkehrende Erfahrungen mit ähnlichen Zuschreibungen, macht deutlich, wie tief solche ableistischen Denkmuster gesellschaftlich verankert sind. Die wiederholte Konfrontation mit derartigen Aussagen verweist darauf, dass Behinderung im Alltag häufig weiterhin mit einer defizitorientierten Betrachtung in Verbindung steht.

7.5.8.2 Klara

Klara berichtet zunächst, dass ihr aus ihrer Schulzeit keine besonderen oder belastenden Vorkommnisse in Erinnerung geblieben seien. Im weiteren Verlauf ihrer Erzählung schildert sie

jedoch eine Situation, in der sie von einem anderen Kind als *Krüppelkind* bezeichnet wurde. Klara beschreibt, dass sie diese Äußerung in der damaligen Situation selbst kaum bewusst wahrgenommen habe und zugleich von einem Mitschüler verbal verteidigt worden sei. (Vgl. Klara: 6-8; 35-38).

Das ist natürlich dann ein Angriff. Aber wie gesagt, als Kind ist das nicht so ins Gewicht gefallen, was eher ins Gewicht fiel, waren andere Situationen, die einen mehr prägen. Zum Beispiel bei Schullandwochen wurde immer sehr viel darüber diskutiert, wer bei mir im Zimmer schläft, schlafen muss. (Klara: 40-43)

Klara hebt hervor, dass insbesondere wiederkehrende Diskussionen darüber, wer auf Projektwochen ein Zimmer mit ihr teilen müsse, für sie deutlich prägender gewesen und als stärker demütigend erlebt worden seien als vereinzelte sprachliche Diskriminierungen. Gleichwohl hält sie fest, dass sie sich, abgesehen von diesen Situationen, im schulischen Kontext überwiegend gut inkludiert gefühlt habe. (Vgl. Klara: 50-53; 59-62).

Weitere von Klara geschilderte Erfahrungen beziehen sich auf Interaktionen im öffentlichen Raum, etwa in öffentlichen Verkehrsmitteln oder bei Friseurbesuchen. In diesen Kontexten erlebt sie wiederholt, dass ihr fremde Personen ungefragt Ratschläge erteilen oder versuchen, ihr Handlungen aufzudrängen. Als besonders prägend schildert Klara Situationen beim Friseur, in denen ihre Assistenzperson häufig als ihre Mutter adressiert oder entsprechend eingeordnet wird und folglich nicht Klara selbst, sondern die Assistenzperson nach ihren Wünschen bezüglich des Haarschnitts gefragt wird. In diesen Interaktionsmustern wird für Klara erfahrbar, dass sie als behinderte Person als „anders“ markiert wird und ihr sowohl die Position der selbstbestimmten Akteurin als auch die Sprecherinnenrolle implizit abgesprochen werden. (Vgl. Klara: 146-149; 154-161).

Ein weiteres von Klara geschildertes Erlebnis betrifft eine Situation im Rahmen eines Vortrags, in dem ihr die Frage gestellt wurde, mit welchem Spielzeug sie als Kind gespielt habe. Auf ihre Nachfrage nach der Relevanz dieser Frage wurde ihr mitgeteilt, dass die fragende Person Spielprogramme für Kinder mit Behinderungen konzipieren würde. Diese Situation machte für Klara deutlich, dass behinderte Menschen ungeachtet ihrer Zugehörigkeit zu einer Gruppe mit ausgeprägter Heterogenität weiterhin häufig als homogene Gruppe adressiert und pauschalisierenden Annahmen unterworfen werden. (Vgl. Klara: 456-461).

7.5.8.3 Max

Die Schullaufbahn von Max gestaltete sich im Kontext seiner Behinderung in seinem Empfinden insgesamt unproblematisch. Er beschreibt sich als in den Klassenverband integriert und berichtet von keinen (sprachlichen) Vorkommnissen, die ihn nachhaltig verletzt oder emotional stark beschäftigt hätten. (Vgl. Max: 18–23).

Zudem schildert Max eher allgemein Situationen, etwa im Rahmen von Veranstaltungen, in denen ihm Personen mit Unsicherheiten begegnen und dabei Begriffe wie *Handicap* oder *Mensch mit besonderen Bedürfnissen* verwenden. Solche Begegnungen nehmen in seiner Lebenswelt jedoch keine zentrale oder belastende Rolle ein. (Vgl. Max: 55–57).

Konkreter berichtet Max von einer Situation in einem Restaurant, in dem er sich gemeinsam mit Freunden aufhielt und dort einen Mann traf, der ihm gegenüber äußerte, er hätte sich an seiner Stelle bereits erschossen, wenn er im Rollstuhl sitzen würde (vgl. Max: 66–67). Auch wenn diese Aussage nach Angaben von Max unter Alkoholeinfluss erfolgte, verdeutlicht sie dennoch eine ableistische Betrachtungsweise von Behinderung, in der ein Leben mit körperlicher Beeinträchtigung als nicht lebenswert konstruiert wird. Wie bereits im Kapitel zum Spracherleben ausgeführt wurde, begegnet Max ableistischen Äußerungen seiner Person gegenüber mit einer ausgeprägten emotionalen Distanz, Gleichgültigkeit und teilweise auch mit Humor. In der geschilderten Situation habe er eher lachen müssen und er betont auch in diesem Zusammenhang, dass er derartige Aussagen nicht an sich heranlasse, insbesondere dann, wenn kein enges Näheverhältnis zu den Personen bestehe. (Vgl. Max: 67–72).

7.5.8.4 Carolina

In Carolinas retrospektiven Schilderungen ihrer Schulzeit wird deutlich, dass zu diesem Zeitpunkt in ihrem Umfeld noch kein ausgeprägtes Bewusstsein für eine sensible und diskriminierungsfreie Sprachverwendung im Zusammenhang mit der Bezeichnung von Menschen mit Behinderungen vorhanden war. Sie reflektiert zudem selbstkritisch, dass auch sie in diesem Alter noch keine besondere Sensibilisierung für diese Thematik entwickelt hatte. (Vgl. Carolina: 7–12). Den sprachlichen Umgang mit ihr als behinderter Person in ihrer Kindheit und Jugend beschreibt sie wie folgt:

Es war halt die Zeit, wo immer noch Leute mit Behinderungen nur als *Behinderte* bezeichnet wurden, auch offiziell. [...] Mich hat es immer gestört, weil es einfach so abwertend ist [...] Also ich habe mich halt schon extrem darauf reduziert gefühlt. (Carolina: 9–14)

Carolina berichtet von einer konkreten Ausschlusserfahrung aus ihrer Kindheit, die exemplarisch verdeutlicht, wie unterschiedlich das damalige Verständnis von den Rechten von Menschen mit Behinderungen im Vergleich zu heutigen Perspektiven ausgeprägt war. Gemeinsam mit ihrer Mutter wollte sie eine Ausstellung in der Hermesvilla besuchen. Während das untere Stockwerk für sie trotz weniger Stufen zugänglich war, stellte das obere Stockwerk aufgrund fehlender Barrierefreiheit für sie im Falle alleiniger Bewältigung ein unüberwindbares Hindernis dar. (Vgl. Carolina: 26–29). Auf entsprechende Nachfragen ihrer Mutter hin wurden sie von Mitarbeiter:innen der Einrichtung darauf hingewiesen, dass „sie mit *der Behinderten* nicht da hinaufkann“ (Carolina: 29). Durch die Entschlossenheit ihrer Mutter sowie die Unterstützung anderer Besucher:innen, die Carolina über die Stufen trugen, war es letztlich dennoch möglich, auch das obere Stockwerk der Ausstellung zu besichtigen – wofür sie immerhin auch gezahlt hatten. Die zitierte Aussage der Mitarbeitenden verdeutlicht jedoch, welchen geringen Stellenwert Barrierefreiheit und die Ermöglichung gleichberechtigter Teilhabe von Menschen mit Behinderungen in bestimmten Kontexten zu dieser Zeit einnahmen.

In einem späteren Gespräch mit ihrer damaligen Physiotherapeutin über diesen Vorfall äußerte diese die Ansicht, es wäre sinnvoll, ein Hinweisschild anzubringen, das darauf aufmerksam mache, dass die Ausstellung nicht für Rollstuhlfahrer:innen geeignet sei. Carolina kommentierte diese Aussage im Interview mit humorvoller Distanz, indem sie anmerkte, ein solches Schild könne ebenso gut neben einem Hundeverbotsschild angebracht werden. (Vgl. Carolina: 33–37).

Dies zeigt, dass in den damaligen gesellschaftlichen Denkmustern vielfach nicht die fehlende Barrierefreiheit als strukturelles Problem wahrgenommen wurde, sondern vielmehr die Anwesenheit behinderter Personen an Orten, die vermeintlich nicht für sie vorgesehen waren, als problematisch betrachtet wurde.

8 Fazit

Im Folgenden werden die Ergebnisse und Erkenntnisse der vorliegenden Arbeit zusammenfassend aufgezeigt und die Forschungsfragen beantwortet. Darüber hinaus wird auf die Limitationen der Arbeit verwiesen und mögliche Anschlussforschungen werden aufgezeigt.

8.1 Beantwortung der Forschungsfragen

Nachstehend erfolgt die Beantwortung der der Arbeit zugrunde liegenden Forschungsfragen, beginnend mit der ersten (FF 1 a): *Wie beurteilen die Gewährspersonen den Diskurs um ableistische Sprache?*

Der Diskurs um ableistische Sprache wird von den befragten Gewährspersonen grundsätzlich als relevant eingestuft, da sie die Thematisierung sowie das Bemühen um einen sensiblen Sprachgebrauch als bedeutsam erachten. Im konkreten *Erleben* dieses Diskurses treten jedoch unterschiedliche, individuell geprägte Zugänge zutage. Zwar herrscht Konsens darüber, dass Veränderungen hinsichtlich (des Umgangs mit) ableistischer Sprache positiv zu bewerten sind, zugleich wird dieser Aspekt aber von den Befragten in Relation zu gesellschaftlichen und strukturellen Barrieren gesetzt, die ihre Teilhabe aus ihrer Sicht weitaus gravierender einschränken als sprachliche Diskriminierung. Vor diesem Hintergrund messen sie diesen Barrieren eine größere Relevanz bei als der sprachlichen Dimension.

Gleichwohl lehnen alle Befragten ableistische Sprache ab und formulieren den Wunsch nach einem umfassenden gesellschaftlichen Bewusstseinswandel. Zugleich verweist eine Interviewpartnerin darauf, dass nicht jeder sprachliche Fehltritt vermeidbar sei, und betont die Bedeutung einer kommunikativen Praxis, die Sprecher:innen nicht durch die Angst vor Fehlern hemmt. Auch auf die besondere Bedeutung, die dem geschriebenen Wort und insbesondere Personen in der Öffentlichkeit(sarbeit) beigemessen wird, wird hingewiesen.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass die Befragten ableistische Sprache als problematisch erleben und die Wahl von Bezeichnungen für ihre Person als durchaus relevant betrachten. Gleichzeitig heben sie hervor, dass sprachliche Veränderungen allein nicht ausreichen, sondern in ein umfassenderes Geflecht gesellschaftlicher und struktureller Transformationsprozesse eingebettet sein müssen, um die Rechte und die gleichberechtigte Teilhabe behinderter Menschen tatsächlich zu gewährleisten.

FF 1 b: *Welche Bedeutung haben für sie Initiativen/Maßnahmen für einen nicht ableistischen Sprachgebrauch?*

Im Hinblick auf Initiativen und Maßnahmen für einen nicht ableistischen Sprachgebrauch wurden die Interviewpartner:innen nach ihrer Einschätzung zur Sinnhaftigkeit von Sprachverboten befragt. Diese wurden von sämtlichen Befragten eindeutig abgelehnt. Zur Begründung führten sie einerseits die grundsätzliche Infragestellung der Zweckmäßigkeit eines solchen Vorgehens an und betonten andererseits, dass das eigentliche Ziel in einem Bewusstseins- und Einstellungswandel liege, nicht jedoch darin, Personen durch Verbote zu bevormunden. Ein solcher Wandel lasse sich nach Ansicht der Befragten nicht durch die Einführung von Sprachverboten herbeiführen. Vielmehr gehe es darum, ein nachhaltiges Umdenken, sowie eine Veränderung der gesellschaftlichen Wahrnehmung zu fördern, anstatt Begriffe ausschließlich auf rechtlicher Ebene zu sanktionieren. Eine der Gewährspersonen verwies zudem auf die Schnelllebigkeit der heutigen Zeit, welche strafrechtliche Eingriffe in sprachlichen Ausdrucksweisen zusätzlich erschwere. Sprache befinde sich in einem ständigen Wandel, wodurch auch die jeweils als angemessen geltenden Bezeichnungen für Menschen mit Behinderungen kontinuierlichen Veränderungen unterliegen.

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass Sprachverbote von allen Befragten kategorisch abgelehnt werden. Statt repressiver Maßnahmen wird insbesondere für den öffentlichen Bereich die Bedeutung von Ratgebern hervorgehoben, die Orientierung im sensiblen sprachlichen Umgang mit bestimmten Personengruppen oder Themen bieten. Zugleich wurde von einer der befragten Personen die Frage aufgeworfen, inwieweit ein solcher Ratgeber tatsächlich von der breiten Öffentlichkeit in Anspruch genommen werden würde.

Für die Befragten ist der sprachliche Umgang mit ihrer Person bedeutsam, dennoch wollen sie den erwünschten sprachlichen Wandel nicht strafrechtlich herbeiführen. Sprache wird von den Interviewpartner:innen vielmehr als ein Teilbereich verstanden, in dem sie ableistischen Strukturen begegnen. Über die Veränderung sprachlicher Praktiken hinaus artikulieren alle Befragten den Wunsch nach einem umfassenden gesellschaftlichen und strukturellen Wandel, der die grundlegenden Mechanismen ableistischer Diskriminierung in den Blick nimmt.

FF 2 a: *Wie „erleben“ (im Sinne des ‚Spracherlebens‘) die Gewährspersonen ableistische Sprache (bzw. deren Gebrauch)?*

Das Spracherleben der befragten Gewährspersonen im Hinblick auf ableistische Sprache kann als sehr heterogen bezeichnet werden. Die damit verbundenen emotionalen Reaktionen reichen von Wut, Schmerz und Trauer bis hin zu Gleichgültigkeit und Amüsement. Durch die Analyse der Interviews entstand der Eindruck, dass der Umgang von Menschen mit Behinderungen mit ableistischer Sprache individuell sehr unterschiedlich ausfällt. Im Kontext, der für die vorlie-

gende Arbeit durchgeführten Gespräche, kann zusammengefasst werden, dass ableistische Sprache vor allem von drei der vier Gewährspersonen mit Schmerz assoziiert wird. Sie beschreiben die Konfrontation mit sprachlicher Diskriminierung als schmerzhaft und betonen zugleich den Wunsch nach einer Verbesserung der gesellschaftlichen Sprachpraxis. Zwei der Gewährspersonen verweisen darüber hinaus darauf, dass insbesondere im öffentlichen Diskurs, etwa durch Journalist:innen, die Verwendung ableistischer Sprache Wut in ihnen hervorruft. Dies begründen sie mit der besonderen Verantwortung von Medienschaffenden, sich im Vorfeld über einen respektvollen Sprachgebrauch zu informieren und diesen konsequent umzusetzen.

Das Spracherleben der einzigen männlichen befragten Person unterscheidet sich deutlich von dem der übrigen (weiblichen) Interviewpartner:innen. Während Schmerz und Wut bei Letzteren im Vordergrund stehen, können die Reaktionen der männlichen Gewährsperson vornehmlich unter Begriffen wie Gleichgültigkeit oder gar Amüsement eingeordnet werden. Solange diskriminierende sprachliche Äußerungen nicht aus dem engen persönlichen Umfeld stammen, misst der Proband ihnen nach eigener Aussage nur geringe Bedeutung bei. Ob und inwieweit geschlechtsspezifische Unterschiede das einschlägige Spracherleben beeinflussen, konnte aufgrund der geringen Zahl an Befragten nicht erörtert werden.

Insgesamt lässt sich festhalten, dass das Spracherleben von Menschen mit Behinderungen im Kontext ableistischer Sprache wohl eine individuelle Varianz aufweist und sich nicht generalisierend darstellen lässt.

Abschließend erfolgt die Beantwortung der letzten Forschungsfrage (FF 2 b): *Gibt es einschlägige Spracherlebens-Momente, die mit biografischen Schlüsselerlebnissen korrelieren?*

Alle Befragten berichteten im Zuge der Interviews von Situationen, in denen sie aufgrund ihrer Behinderung sprachlicher Diskriminierung ausgesetzt waren. Die hierauf folgenden Reaktionen erwiesen sich als höchst unterschiedlich und verdeutlichen, dass die Interviewpartner:innen individuelle Strategien im Umgang mit solchen Vorfällen entwickelt haben. Gleichwohl ließ sich in den Gesprächen kein klarer Zusammenhang zwischen spezifischen sprachlichen Diskriminierungserfahrungen und biografischen Schlüsselerlebnissen rekonstruieren. Zwar wurden etwa Episoden aus der Schulzeit thematisiert, diese wurden von den Befragten jedoch nicht als besonders prägend eingeordnet. Ebenso fanden Erfahrungen aus dem Freizeitkontext Erwähnung, in denen (sprachlich) ableistische Praktiken Emotionen wie Wut, Amüsement oder Trauer hervorriefen. Auch hier konnten jedoch keine eindeutig mit Schlüsselerlebnissen verknüpfte Spracherlebens-Momente identifiziert werden.

Vielmehr entstand im Lichte der Interviews der Eindruck, dass das *Erleben* ableistischen Sprachgebrauchs weniger an singuläre, markante Ereignisse gebunden ist, sondern sich in stärkerem Maße in vielfältigen Alltagssituationen manifestiert. Dabei reicht das Spektrum von offenen diskriminierenden Beleidigungen wie der Bezeichnung als *Krüppel* bis hin zu subtileren Formen, etwa in der Modulation der Tonhöhe. In ihrer Gesamtheit können solche Erfahrungen prägend und belastend wirken, wobei eine Gewährsperson ausdrücklich den Eindruck vermittelte, sich an diese Formen der (unbeabsichtigten) sprachlichen Abwertung gewöhnt zu haben und sie nicht mehr an sich heranzulassen.

Die Auswertung der Gespräche legt somit nahe, dass nicht einzelne einschneidende Spracherlebnisse konstitutiv sind, sondern vielmehr die kumulative Wirkung wiederkehrender Konfrontationen mit ableistischer Sprache als prägend für die Betroffenen erscheint.

8.2 Limitationen und mögliche Anschlussforschungen

Eine zentrale Einschränkung – und zugleich auch ein Vorteil – der vorliegenden Masterarbeit und der zugrunde liegenden empirischen Untersuchung besteht im bewusst gewählten qualitativen Forschungsdesign, das keine statistische Repräsentativität intendiert, sondern vielmehr auf ein quantitativ nicht mögliches Ausloten von Phänomenkomplexen in der „Tiefe“ und aus *emischer* Sicht abzielt. In diesem Zusammenhang steht auch die geringe Stichprobengröße von lediglich vier Interviewten. Auch, dass lediglich *eine* männliche Person in die Untersuchung einbezogen wurde, spielt vor diesem Hintergrund methodologisch keine entscheidende Rolle. Die gravierendste Limitation liegt jedoch darin, dass ausschließlich solche Personen mit einer körperlichen Behinderung befragt wurden, deren Fähigkeit zu sprechen nicht beeinträchtigt ist. Bereits während der Interviews wurde von den Befragten darauf hingewiesen, dass Menschen mit Lernschwierigkeiten den sprachbasierten Diskurs möglicherweise anders erleben. Für diese Personengruppe stellt die vielfach noch unzureichende Verfügbarkeit von Leichter Sprache ein zentrales Instrument der Teilhabe dar, das ihnen in zahlreichen Kontexten jedoch verwehrt bleibt. Ähnliches gilt für Menschen, die primär über Gebärdensprache kommunizieren. Da Gebärdensprache nach wie vor in vielen gesellschaftlichen Bereichen nicht barrierefrei zugänglich ist, ist davon auszugehen, dass Gebärdensprachennutzer:innen einen grundlegend anderen Zugang zu Sprache entwickeln als Personen, die lediglich körperlich behindert, in ihrer mündlichen Kommunikation jedoch nicht eingeschränkt sind bzw. werden.

Das Spracherleben von Menschen mit Sprachbehinderungen wurde im Rahmen dieser Arbeit nicht berücksichtigt. Insbesondere diese Gruppe ist in besonderer Weise von Diskriminierung und Kategorisierung betroffen, da ihre Sprechweise häufig zum Anlass für Abwertung genommen wird. Es erscheint daher auch in diesem Zusammenhang plausibel, dass Sprache von Men-

schen mit Behinderungen nicht universell gleich erlebt wird, sondern in erheblichem Maße von den körperlichen Voraussetzungen der und individuellen Faktoren im Zusammenhang mit den Sprecher:innen abhängt.

Eine weitere Limitation besteht außerdem darin, dass nur Personen mit einer angeborenen (körperlichen) Behinderung befragt wurden. Es kann davon ausgegangen werden, dass Personen, die von Geburt an behindert sind, ein anderes Selbst- und Sprachbild entwickeln als Personen, die erst im Laufe ihres Lebens, etwa durch einen Unfall, eine Behinderung erwerben. Die Frage ob und wie der Zeitpunkt des Erwerbs der Behinderung das Spracherleben beeinflusst, stellt ein weiteres interessantes Forschungsfeld dar. Personen, die eine Behinderung erst später erwerben, könnten bis zu diesem Zeitpunkt von stereotypen Bildern von Menschen mit Behinderungen geprägt worden sein, welche sie in ihrem Denken und Erleben maßgeblich beeinflussen könnten. Die mögliche Einflussnahme derartiger Denkweisen könnte die Eigenwahrnehmung und das Spracherleben von Betroffenen bedeutend mitformen.

Diese Überlegungen verdeutlichen erneut die Vielschichtigkeit von Behinderungen. Auch deshalb kann und will die vorliegende Arbeit keinesfalls den Anspruch erheben, repräsentative Ergebnisse hinsichtlich aller Menschen mit Behinderungen erzielt zu haben. Hingegen war es ein dezidiertes Anliegen vorliegender Untersuchung, ganz im Einklang mit ethischen Grundsätzen der qualitativen Sozialforschung, zumindest eine ausgewählte Gruppe von Betroffenen selbst zu Wort kommen zu lassen.

9 Literaturverzeichnis

Aguayo-Krauthausen, Raul (2017): Wie kann Inklusion gelingen? URL: <https://www.xing.com/news/klartext/behindert-ist-man-nicht-behindert-wird-man-2244> [Zugriff: 30.03.2024].

Aguayo-Krauthausen, Raul / Kulik, Martin (2023): Wer Inklusion will, findet einen Weg: Wer sie nicht will, findet Ausreden. Hamburg: Rowohlt Polaris.

Aly, Götz (2013): Die Belasteten. „Euthanasie“ 1939-1945. Eine Gesellschaftsgeschichte. Frankfurt am Main: Fischer.

Amnesty International Schweiz (o.J.): Leitfaden inklusive Sprache. Amnesty International Schweiz. URL: <https://www.amnesty.ch/de/ueber-amnesty/inklusive-sprache/inklusive-sprache-uebersicht/leitfaden-inklusive-sprache-de.pdf>. [Zugriff: 28.01.2026].

Andrews, Erin / Ayers, Kara / Powell, Robyn (2022): The evolution of disability language: Choosing terms to describe disability. *Journal of Pediatric Rehabilitation Medicine*, 16(2).

Arciuli, Joanne / Shakespeare, Tom (2023): Language matters: Disability and the power of taboo words. In: Cypher, Joy / Ferris, Jim / Jeffress, Michael / Scott-Pollock, Julie-Ann (Hg.): *The Palgrave Handbook of Disability and Communications*. Cham: Palgrave Macmillan, 17–30.

Arnade, Sigrid (2015): Nichts über uns ohne uns. Die Zivilgesellschaft spricht mit. In: Elke, Diehl / Theresia, Degener (Hg.): *Handbuch Behindertenrechtskonvention. Teilhabe als Menschenrecht – Inklusion als gesellschaftliche Aufgabe*. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, 93–102.

Arnade, Sigrid (Hg.) (2016): *Ableismus erkennen und begegnen. Strategien zur Stärkung von Selbsthilfepotenzialen*. Berlin: Interessensvertretung Selbstbestimmt Leben in Deutschland e.V. (ISL).

Beauftragter der Bundesregierung für die Belange von Menschen mit Behinderungen (2018): *Die UN-Behindertenrechtskonvention. Übereinkommen über die Rechte von Menschen mit Behinderungen*. Berlin: BMAS.

Betz, Joachim / Schluchter, Jan-René (Hg.) (2023): *Schulische Medienbildung und Digitalisierung im Kontext von Behinderung und Benachteiligung*. Weinheim: Beltz Juventa.

Binding, Karl / Hoche, Alfred (1922): *Die Freigabe der Vernichtung lebensunwerten Lebens. Ihr Maß und ihre Form*. 2. Auflage. Leipzig: Felix Meiner.

Blommaert, Jan / Dong, Jie (2010): *Ethnographic Fieldwork. A Beginner's Guide*. Bristol: Multilingual Matters.

Bruckner, Bernhard (2019): Umsetzung der Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderungen (UN-BRK) in Österreich. In: Biewer, Gottfried / Proyer, Michelle (Hg.): *Behinderung und Gesellschaft*. Wien: Universität Wien, 163–179.

Buchner, Tobias / Pfahl, Lisa / Traue, Boris (2015): Zur Kritik der Fähigkeiten. Ableismus als Forschungsperspektive der Disability Studies und ihrer Partner_innen. URL: <http://bidok.uibk.ac.at/library/inkl-01-15-buchner-ableism.html> [Zugriff: 17.09.2024].

Bundesministerium für Soziales, Gesundheit, Pflege und Konsumentenschutz (o.J.): UN-Behindertenrechtskonvention.

URL: <https://www.sozialministerium.at/Themen/Soziales/Menschen-mit-Behinderungen/UN-Behindertenrechtskonvention.html> [Zugriff: 28.07.2025].

Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA) (2017): Barrierefrei? Teilhabe und Lebenslagen von Menschen mit Behinderung. Köln: BZgA.

Busch, Brigitta (2012): Das sprachliche Repertoire oder Niemand ist einsprachig. Klagenfurt: Drava.

Busch, Brigitta (2015a): Expanding the notion of the linguistic repertoire: on the concept of Spracherleben – the lived experience of language. In: *Applied Linguistics* 38(3), 340–358.

Busch, Brigitta (2015b): Zwischen Fremd- und Selbstwahrnehmung. Zum Konzept des Spracherlebens. In: Schnitzer, Anna / Mörgen, Rebecca (Hg.): *Mehrsprachigkeit und (Un)gesagtes. Sprache als soziale Praxis im Kontext von Heterogenität, Differenz und Ungleichheit*. Weinheim / Basel: Beltz Juventa, 49–66.

Busch, Brigitta (2016): Gehört werden. Sprachrepertoire und Spracherleben im Zeichen von sozialer Exklusion. In: *Forschung Sprache*, 2/2016, 37–48.

Campbell, Fiona Kumari (2009): *Contours of Ableism. The Production of Disability and Abledness*. Basingstoke: Palgrave Macmillan.

Charlton, James I. (1998): *Nothing About Us Without Us: Disability Oppression and Empowerment*. Berkeley: University of California Press.

Cherney, James L. (2011): The Rhetoric of Ableism. *Disability Studies Quarterly*, 3/31. URL: <https://doi.org/10.18061/dsq.v31i3.1665> [Zugriff: 25.07.2025].

Cherney, James L. (2021): *Ableist Rhetoric: How We Know, Value and See Disability*. University Park: Penn State University Press.

Davis, Lennard J. (2013): *The Disability Studies Reader*. 4. Auflage. New York: Routledge.

Dederich, Marcus (2010): Behinderung, Norm, Differenz. Die Perspektive der Disability Studies. In: Kessel, Fabian / Plößler, Melanie (Hg.): *Differenzierung, Normalisierung, Andersheit. Soziale Arbeit als Arbeit mit den Anderen*. Wiesbaden: Springer VS, 221–302.

Degener, Theresia (2010): Die UN-Behindertenrechtskonvention – Grundlage für eine neue inklusive Menschenrechtstheorie. *Vereinte Nationen*, 2, 57–63.

Degener, Theresia (Hg.) (2015a): *UN-Behindertenrechtskonvention. Kommentar*. Baden-Baden: Nomos.

Degener, Theresia (2015b): Behinderung als Menschenrechtsfrage. In: Degener, Theresia / Schäfers, Markus (Hg.): Menschenrecht Behinderung. Baden-Baden: Nomos, 17–30.

Degener, Theresia (2015c): Vom medizinischen zum menschenrechtlichen Modell von Behinderung. Konzepte für Behindertenrecht und -politik. In: Attia, Iman / Köbsell, Swantje / Prasad, Nivedita (Hg.): Dominanzkultur reloaded. Bielefeld: transcript, 155–168.

Deppermann, Arnulf (2013): Interview als Text vs. Interview als Interaktion. In: Forum Qualitative Sozialforschung 14(3), 1–34.

Dresing, Thorsten / Pehl, Thorsten (2013): Praxisbuch Transkription: Regelsysteme, Software und Anleitungen für qualitative ForscherInnen. 4. Auflage. Marburg: Eigenverlag.

Eckhardt, Hans (1937): Körperbehinderte. In: Althaus, Heinrich / Betcke, Wilhelm (Hg.): Handwörterbuch der Wohlfahrtspflege. 3. Auflage. Berlin: Heymann, 667–669.

Egen, Christoph / Waldhoff, Hans-Peter (2023): Modelle von Behinderung und historische Entwicklungslinien von Behinderungsprozessen. Ein prozesssoziologischer Versuch. In: Zeitschrift für Soziologie, 52(2), 191–212.

Fiedler, Peter (2007): Persönlichkeitsstörungen. 6. Auflage. Weinheim: Beltz.

Firlinger, Beate (2003): Buch der Begriffe. Sprache, Behinderung, Integration. Wien: Integration Österreich.

Frohmader, Carolyn / Ortoleva, Stephanie (2013): The Sexual and Reproductive Rights of Women and Girls with Disabilities. In: MDPI Laws, 2(1), 1–34.

Fuchs, Petra (2022): „Behinderung“ – eine bewegte Geschichte. In: Waldschmidt, Anne (Hg.): Handbuch Disability Studies. Wiesbaden: Springer VS, 35–53.

Gernsbacher, Morton Ann / Raimond, Adam / Balinghasay, Theresa / Boston, Jilana (2016): „Special needs“ is an ineffective euphemism. Cognitive Research: Principles and Implications, 1(1). Heidelberg/New York: Springer Nature.

Goodley, Dan (2011): Disability Studies: An Interdisciplinary Introduction. London: Sage.

Grundner, Maria / Schmied-Länger, Barbara (Hg.) (2014): Barrierefreiheit im Tourismus – Aspekte der rechtlichen und baulichen Grundlagen. Wien.

Gubrium, Jaber F. et al. (Hg.) (2012): The SAGE handbook of interview research: The complexity of the craft. 2. Auflage. Thousand Oaks, CA: Sage.

Gutjahr, Anja (2007): Lebenswelten Hörgeschädigter. Zum Kommunikationserleben hörgeschädigter junger Menschen. Internationale Arbeiten zur Gebärdensprache und Kommunikation Gehörloser, Band 52. Seedorf: Signum.

Helduser, Ute (2022): Literatur- und Sprachwissenschaften in den Disability Studies. In: Waldschmidt, Anne (Hg.): Handbuch Disability Studies. Wiesbaden: Springer VS, 219–234.

Hepp, Peter (2007): Die Welt in meinen Händen: Ein Leben ohne Hören und Sehen. Berlin: Ullstein.

Hetzel, Mechthild / Hetzel, Andreas (2011): Zur Sprache der Sprachlosen. Ebenen der Gewalt in der diskursiven Produktion von Behinderung. In: Waldschmidt, Anne / Berressem, Hanjo / Ingwersen, Moritz (Hg.): Culture – Theory – Disability. Bielefeld: transcript, 337–352.

Hirschberg, Marianne (2009): Behinderung im internationalen Diskurs. Die flexible Klassifikation der Weltgesundheitsorganisation. Frankfurt am Main/New York: Campus.

Kastl, Jörg Michael (2017): Einführung in die Soziologie der Behinderung. 2. überarbeitete Auflage. Wiesbaden: Springer.

Kompetenzzentrum Fachkräftesicherung / Aktion Mensch (2024): Behinderungsformen. URL: <https://www.kofa.de/mitarbeiter-finden/zielgruppen/menschen-mit-behinderung/behinderungsformen/> [Zugriff: 01.07.2025].

Kollodzieyski, Tanja (2022): Ableismus. Berlin: SuKuLTuR.

Kuckartz, Udo / Rädiker, Stefan (2022): Qualitative Inhaltsanalyse. Methoden, Praxis, Computerunterstützung. 5. Auflage. Weinheim / Basel: Beltz Juventa.

Kuhlmann, Andreas (2003): Therapie als Affront. Zum Konflikt zwischen Behinderten und Medizin. Ethik in der Medizin 15(3), 151–160.

Lingg, Albert / Theunissen, Georg (2017): Psychische Störungen und geistige Behinderungen. Ein Lehrbuch Kompendium für die Praxis. 7. Auflage. Freiburg: Lambertus.

Linton, Simi (1998): Claiming disability: knowledge and identity. New York: New York University Press.

Mahnke, Stephanie / Mönch-Kalina, Sabine (2007): Behinderung – was ist das? Wismar: Hochschule Wismar.

Marten, Heiko (2016): Sprach(en)politik: Eine Einführung. Tübingen: Narr Francke Attempto.

Maskos, Rebecca (2015): Ableism und das Ideal des autonomen Fähig-Seins in der kapitalistischen Gesellschaft. Zeitschrift für Inklusion, 2. URL: <https://www.inklusion-online.net/index.php/inklusion-online/article/view/277> [Zugriff: 01.07.2025].

Misoch, Sabina (2019): Qualitative Interviews. 2. Auflage. Berlin/Boston: Walter de Gruyter.

Mürner, Christian (1996): Philosophische Bedrohungen. Kommentare zur Bewertung der Behinderung. Frankfurt am Main: Peter Lang.

Mürner, Christian / Sierck, Udo (2015): Der lange Weg zur Selbstbestimmung. Ein historischer Abriss. In: Degener, Theresia / Diehl, Elke (Hg.): Handbuch Behindertenrechtskonvention. Teilhabe als Menschenrecht – Inklusion als gesellschaftliche Aufgabe. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, 25–37.

Oliver, Michael (1996): *Understanding Disability: From Theory to Practice*. Basingstoke: Macmillan.

Open Society Foundations (2015): *Against Her Will: Forced and Coerced Sterilization of Women Worldwide*. New York: Open Society Foundations.

Quinten, Susanne (2018): Teilhabe im Tanz. In: Quinten, Susanne / Rosenberg, Christiana (Hg.): *Tanz – Diversität – Inklusion*. Bielefeld: transcript, 135–155.

Rauh, Phillip (2013): Die militärpsychiatrischen Therapiemethoden im Ersten Weltkrieg. Diskurs und Praxis. In: Schmuhl, Hans-Walter / Roelcke, Volker (Hg.): „Heroische Therapien“. *Die deutsche Psychiatrie im internationalen Vergleich, 1918-1945*. Göttingen: Wallstein, 29–47.

Rommelspacher, Birgit (1999): Behindernde und Behinderte – Politische, kulturelle und psychologische Aspekte der Behindertenfeindlichkeit. In: Rommelspacher, Birgit (Hg.): *Behinderntenfeindlichkeit*. Göttingen: Lamuv.

Schalock, Robert / Luckasson, Ruth / Borthwick-Duffy, Sharon et al. (2010): *Intellectual Disability: Definition, Classification and Systems of Supports*. 11th Edition. Washington, DC: American Association on Intellectual and Developmental Disabilities.

Schär, Wiebke (2014): „Wir sind bunt und frech – mutig und laut!“: Ein Geschichts-Lese-Buch über Scham, Aussonderung, Stolz und Emanzipation! Berlin: Interessensvertretung Selbstbestimmt Leben in Deutschland e.V. (ISL).

Scherr, Albert (2016): *Aus Politik und Zeitgeschichte. Diskriminierung/Antidiskriminierung – Begriffe und Grundlagen*. URL: <https://www.bpb.de/shop/zeitschriften/apuz/221573/diskriminierung-antidiskriminierung-begriffe-und-grundlagen/> [Zugriff: 30.03.2024].

Schöne, Andrea (2022): *Behinderung & Ableismus*. 2. Auflage. Münster: Unrast.

Schöne, Andrea et al. (2023): *Behinderung – Bildung – Wissenschaft. Zwischen Klassismus und Ableismus. Wie Wissenschaftssprache Ableismus reproduziert*. Weinheim: Beltz Juventa.

Schönwiese, Volker (2019): Geschichte der Behindertenbewegung. Selbstbestimmt-Leben-Bewegung in Österreich. In: Biewer, Gottfried / Proyer, Michelle (Hg.): *Behinderung und Gesellschaft. Ein universitärer Beitrag zum Gedenkjahr 2018*. Wien: Universität Wien, 72–84.

Schulze, Marianne (2011): Menschenrechte für alle: Die Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderungen. In: Flieger, Petra / Schönwiese, Volker (Hg.): *Menschenrechte – Integration – Inklusion. Aktuelle Perspektiven aus der Forschung*. Bad Heilbrunn: Klinkhardt, 11–26.

Sharif, Ather / McCall, Aedan / Bolante, Kianna (2022): Should I Say „Disabled People“ or „People with Disabilities“? Language Preferences of Disabled People Between Identity-First and Person-First Language. In: *Proceedings of the 24th International ACM SIGACCESS Conference on Computers and Accessibility (ASSETS 22)*. New York: ACM, 1–15.

Spitzmüller, Jürgen (2019): Sprache – Metasprache – Metapragmatik. Sprache und sprachliches Handeln als Gegenstand sozialer Reflexion. In: Antos, Gerd / Niehr, Thomas / Spitzmüller, Jürgen (Hg.): Handbuch Sprache im Urteil der Öffentlichkeit. Berlin: De Gruyter, 11–31.

Spitzmüller, Jürgen (2022): Kritische und metapragmatische Soziolinguistik. Sprachliche Variation als soziales Kapital. In: Soziolinguistik. Stuttgart: J.B. Metzler, 221–302.

Thomas, Carol (2002): Disability Theory: Key Ideas, Issues, and Thinkers. In: Barnes, Colin / Barton, Len / Oliver, Mike (Hg.), Disability Studies Today. Cambridge: Polity Press, 38–57.

Tophinke, Doris (2002): Lebensgeschichte und Sprache. Zum Konzept der Sprachbiografie aus linguistischer Sicht. In: Bulletin Vereinigung für angewandte Linguistik in der Schweiz 76, 1–14.

United Nations (2006): Convention on the Rights of Persons with Disabilities (CRPD). URL: https://www.ohchr.org/sites/default/files/Ch_IV_15.pdf [Zugriff: 28.07.2025].

United Nations (o.J.): Convention on the Rights of Persons with Disabilities (CRPD). URL: https://social.desa.un.org/issues/disability/crpd/convention-on-the-rights-of-persons-with-disabilities-crpd?utm_source=chatgpt.com [Zugriff: 29.07.2025].

UN-Behindertenrechtskonvention (2022): Übereinkommen über die Rechte von Menschen mit Behinderungen. Artikel 1 – Zweck. URL: <https://www.behindertenrechtskonvention.info/uebereinkommen-ueber-die-rechte-von-menschen-mit-behinderungen-3101/#1-artikel-1---zweck> [Zugriff: 07.04.2024].

Waldschmidt, Anne (2005): Disability Studies: Individuelles, soziales und/ oder kulturelles Modell von Behinderung? Psychologie und Gesellschaftskritik 29 (1), 9–31.

Waldschmidt, Anne (Hg.) (2022): Handbuch Disability Studies. Wiesbaden: Springer VS.

Walthes, Renate (2003): Einführung in die Blinden- und Sehbehindertenpädagogik. München: Ernst Reinhardt.

Weltgesundheitsorganisation (WHO) (2001): International Classification of Functioning, Disability and Health (ICF). Genf: WHO.

Weltgesundheitsorganisation (WHO) (2019): MHGAP Intervention Guide for Mental, Neurological and Substance Use Disorders in Non-Specialized Health Settings. Genf: WHO.

10 Anhang

10.1 Interviewleitfaden

Wie hast du den (sprachlichen) Umgang mit deiner Behinderung während deiner Schulzeit erlebt? Kannst du dich an unangenehme oder angenehme Vorfälle erinnern?

Wie erlebst du den (sprachlichen) Umgang mit deiner Behinderung in deinem Berufsleben? Kannst du dich an unangenehme oder angenehme Vorfälle erinnern?

Wie erlebst du den (sprachlichen) Umgang mit deiner Behinderung in deiner Freizeit?

- Fallen dir bestimmte Vorfälle in Bezug auf die geschriebene Sprache ein? (Mögliche Nachfrage)

Die Diskussion um ableistische Sprache ist momentan sehr aktuell. Die Frage welche Bezeichnungen angebracht sind, wird vielfach diskutiert. Wie stehst du diesem Diskurs gegenüber und wie erlebst du ihn? Welche Begriffe sollen deiner Meinung nach nicht verwendet werden? Welche Begriffe bevorzugst du?

- Gibt es bestimmte Redewendungen, die du nicht angemessen findest?

Hast du im Laufe deines Lebens Veränderungen in Bezug auf den sprachlichen Umgang mit Menschen mit Behinderungen wahrgenommen? Wie hat sich der allgemeine Diskurs von Menschen mit einer Behinderung deiner Wahrnehmung nach in der Gesellschaft entwickelt? Zeigt sich diese Entwicklung auch sprachlich?

Der Begriff Behinderung hat durchaus sozialkritische Elemente. Daher halten ihn viele behinderte Menschen für neutral und akzeptabel. Menschen ohne Behinderung tun daher gut daran, sich an diesen Begriff als etwas Neutrales zu gewöhnen. (Tanja Kollodzieyski 2020: 8)

Welche Meinung hast du zu diesem Zitat? Stimmst du zu, dass der Begriff neutral zu sehen ist?

Glaubst du, dass Sprachgebote und -verbote in Bezug auf Menschen mit Behinderungen sinnvoll wären?

Braucht es deiner Meinung nach anstelle von „Behinderung“ eine neue Begrifflichkeit?

Gibt es noch etwas, das wir nicht besprochen haben, dass du noch gerne zu dem Thema sagen würdest?

10.2 Transkriptionen der Interviews

10.2.1 Carolina

1 **I:** Die erste Frage wäre, wie du den Umgang, auch in Bezug auf Sprache, mit deiner
2 Behinderung während deiner Schulzeit wahrgenommen hast und ob du dich da an
3 unangenehme oder angenehme Vorfälle erinnern kannst?

4 **B:** Grundschulzeit?

5 **I:** Ja also es geht um die ganze Schullaufbahn, die Frage ist jetzt nicht auf irgendeine Schulstufe
6 bezogen.

7 **B:** Mau muss ich jetzt kramen. Also ich war ja von Grundschule, Volks- und Hauptschule war
8 ich ja in einer Schule für Kinder mit Behinderungen. Es war eine super Ghettoschule. Ich mein
9 so über das Wording, tust du da eigentlich in dem Alter nicht viel überlegen. Es war halt die
10 Zeit, wo immer noch Leute mit Behinderungen nur als Behinderte bezeichnet wurden, auch
11 offiziell. Ja, das war auch noch im amtlichen Sprachgebrauch oder im offiziellen
12 Sprachgebrauch so! Das hat sich dann erst in den 90er Jahren mit der Selbstbestimmt Leben
13 Bewegung ein bisschen verändert. Mich hat es immer gestört, weil es einfach so abwertend ist
14 ‚ja die Behinderte halt.‘ Ja. (..) Also ich habe mich halt schon extrem darauf reduziert gefühlt.
15 Oder es ist heutzutage immer noch so und das war früher auch so, von wegen dass du da von
16 irgendwelchen keine Ahnung Veranstaltungsakteuren hörst: ‚Ja, da kommt ein Rollstuhl‘ so ja
17 nein, aber alleine ist er nicht da (Lachen). Ja also den Sprachgebrauch gibt es halt einfach. Da
18 merkt man halt dann auch wirklich inzwischen den Unterschied zwischen geschulten Leuten,
19 also zum Beispiel das Rollstuhlservice oder das Begleitservice für Menschen mit
20 Behinderungen am Flughafen. Die machen das nicht mehr, die sind gut geschult, einfach. In
21 der Kindheit war halt ja / (..) Es war auch nur männlich. Also Rollstuhlfahrer oder behindert.
22 Ja. also, ich glaube (..) es war dann eher so im emotionalen Empfinden, wo dann
23 Diskriminierungen passiert sind. Sprachlich glaube ich, habe ich noch nicht so so die Antennen
24 gehabt. Ja.

25 **I:** Weil es wahrscheinlich auch normal war, mehr oder weniger zu der Zeit, oder?

26 **B:** Na ja, man wurde viel mehr ausgegrenzt. Also ich wollte mit meiner Mutter mal in die
27 Hermesvilla zu einer Ausstellung und da war ja nur das untere Stockwerk quasi halbwegs
28 zugänglich, mit nur zwei, drei Stufen. Die Ausstellung war aber auch im oberen Stockwerk.
29 Und da haben sie gesagt: ‚Mit der Behinderten können sie da nicht hinauf.‘ Ja, und ich war ja
30 Kind, also ich war relativ leicht und meine Mutter hat immer gesagt: ‚Na ja, wir haben für beide
31 Teile der Ausstellung zahlt, na sicher schauen wir uns beide an‘ und hat mich dann halt rauf
32 getragen. Ja, oder halt mit anderen Museumsbesuchern, die mitgeholfen haben mit dem
33 Rollstuhl. (..) Ja, da gab es dann so Ideen wie von meiner Physiotherapeutin, dass, wie wir das
34 halt empört erzählt haben, meiner Physiotherapeutin, die hat irgendwann gemeint: ‚Na ja, aber
35 das wäre ja dann schon durch eine Information besser. Da könnte man ja unten hinschreiben
36 von wegen nicht für Rollstuhlfahrer.‘ Ja, ja. Gleich neben dem Schild Hunde dürfen nicht rein,
37 oder? Also. Also es war ein komplett anderes Verständnis von Rechten oder von
38 Diskriminierung. (..) Straßenbahnfahrer haben mich immer wieder rausgeschmissen aus der
39 Straßenbahn, weil man den Rollstuhl nicht anbinden kann am Kinderwagenplatz. Da waren wir
40 die drei Stufen schon drinnen. Ja.

41 **I:** Wahnsinn.

42 **B:** Also das war eine komplett andere Welt.

43 **I:** Und nochmal zur Schule. Also, du warst in einer Schule, wo nur Personen waren, die eine
44 Behinderung gehabt haben und deshalb war das dann in der Schule auch nicht so das große
45 Thema untereinander?

46 **B:** Also ja, wir haben uns schon aufgezogen. Also meine Schulkolleginnen waren ja auch die
47 Spastikerinnen, also ja, wir waren jetzt nicht unbedingt charmant zueinander (Lachen). Bist du
48 auch nicht als Kind, wenn du das im Sprachgebrauch hörst, dann verwendest du das auch. (..)

49 **I:** Okay. Ja, sehr spannend auf jeden Fall. Es wird dann eh die gleiche Frage einfach aufs
50 Berufsleben nochmal gestellt werden, wie das da ist, weil du ja in dem Bereich tätig bist. Also
51 es würde mich interessieren, wie da der Umgang ist. Hat es da auch schon mal unangenehme
52 Vorfälle gegeben?

53 **B:** (6) So beruflich(..) Klar gibt es immer wieder abfällige Aussagen von wegen ‚die ist ja
54 behindert.‘ (...) Also im beruflichen Umfeld jetzt so auf meinen Bezug. Ja, eh. Ja, also so /. (..)
55 Grantig werde ich halt, wenn es im offiziellen Bereich ist. Also wenn Journalisten solche
56 Sachen verwenden oder eine Zeit lang war es dann auch so, dass Menschen mit Handicap
57 verwendet wurde. (..) Bis ich dann irgendwann recherchiert habe und unter anderem auch meine
58 Arbeit kennengelernt habe in der Zeit, die mir dann erklärt haben, woher dieser Begriff kam.
59 Und damals wars im Wienerischen oder im österreichischen Begriff halt so, wenn es ein
60 englisches Wort ist, dann wird schon okay sein. Ja. Also so, dann sind sie halt nicht mehr die
61 Behinderten, dann sind es halt die, die mit Handicap. Ja, und dann habe ich einmal erkannt,
62 dass es eigentlich von der Kappe in der Hand und vom Betteln kommt. Im angloamerikanischen
63 Raum und im britischen Raum ist das ein No-Go. Das ist so, wie wenn du bei uns Krüppel
64 sagst, also ganz arg. (..)

65 **I:** Du hältst ja öfter Vorträge beruflich. War das auch schon mal bei einer Ankündigung, dass
66 du dir gedacht hast okay, das war jetzt nicht sehr bedacht gewählt, wie du angekündigt wurdest
67 oder halt auch schon Vorfälle, wo es genau das Gegenteil war, also wo du dachtest, okay, die
68 Leute wirken echt gebrieft, die wissen, was sie sagen?

69 **B:** (...) Man ist jetzt halt schon sensibler. Ich glaube, viele Sachen von früher habe ich auch
70 verdrängt. Und klar war es dann auch immer nur die, die Behinderte, also gerade auch bei
71 Theaterankündigungen oder sowas. Früher, das war gang und gäbe. Ja, die behinderten E. und
72 C. (zum Schutz der Privatsphäre wurden die Namen herausgenommen) spielen in dem Stück.
73 Ja, also da haben wir lange dran gearbeitet (Lachen) und eigentlich wäre es ja überhaupt super
74 und das wäre ja mein Wunsch, wenn man es überhaupt nicht mehr dazusagen muss, wenn man
75 diese Begriffe und diese Betitelungen nicht mehr braucht. Ja, und ich habe auch den Begriff
76 nicht, also wenn es jetzt nicht wirklich um ein einschlägiges Projekt geht, nicht in meinen Zivis
77 drinnen. Wenn ich einen Lebenslauf schicke für irgendein Programmheft oder eine
78 Veranstaltung, dann schreibe ich das nicht rein. Ja, dann geht es entweder aus dem Kontext
79 heraus, weil ich halt über Barrierefreiheit referiere oder nicht. Ja, weil ich von diesem, von
80 dieser Stigmatisierung wegwill. (..)

81 **I:** Dass man das immer dann so herausheben muss, dass eben die Person eine Behinderung hat?

82 **B:** Ja. Also man muss sich auch daran gewöhnen, dass man überrascht wird. Ja, es ist so, dass
83 das Zuschauer oder Veranstaltungsbesucher genauso wie die Veranstalter selber immer wissen

84 wollen, was passiert und wer kommt. Ja, und wenn man natürlich dann im Rollstuhl auftaucht
85 / und ich frage dann schon: ‚okay, wie barrierefrei ist das Ding?‘ Gibt es eine Rampe oder was
86 auch immer. Dann werde ich immer gefragt wieso ich das wissen will? Dann sage ich: ‚weil
87 ich selber im Rollstuhl bin‘, das sage ich dann schon im Gespräch oder in der Vorbereitung.
88 Aber ich versuche es in den Beschreibungen mehr und mehr wegzulassen, weil ich finde es
89 wichtig, dass (..) Die Leute sollen sich daran gewöhnen. Ich schreibe ja auch nicht ‚die
90 braunhaarige Universitätsprofessorin oder die kurzsichtige Universitätsrektoren.‘ (Lachen)

91 **I:** Ja eigentlich ist es nur ein weiteres Personenmerkmal, das halt manche Menschen haben und
92 manche nicht. Aber es ist jetzt nicht das, was einen Menschen ausmacht. (..) Also du bist jetzt
93 eh schon ein bisschen darauf eingegangen, aber wie ist der Umgang, der sprachliche Umgang
94 oder generell der Umgang mit deiner Behinderung in deiner Freizeit?

95 **B:** (...)

96 Wenn ich einen Workshoptag mit Jugendlichen verbracht habe. Die haben das vielleicht am
97 Anfang und am Ende des Tages nicht mehr. Ja, bei denen verändert sich eine Wahrnehmung.

98 **I:** Weil du sie dann einfach aufgeklärt hast über das Thema?

99 **B:** Genau. Oder beziehungsweise, weil sie einfach denken das ist jetzt ein Mensch, da kann ich
100 nicht die schimpfen: ‚Ist der behindert.‘ Das passiert dann und oft muss ich es überhaupt nicht
101 bewusst ansprechen und es wird es im Laufe des Tages weniger bzw. sagen sie dann so: ‚Aha,
102 okay, ja, verstehe ich, ist ja kein Schimpfwort.‘ (..)

103 **I:** Also das wird dann in deiner Anwesenheit gesagt?

104 **B:** Manchmal, ja, manchmal, wenn ich sie darauf ansprechen /. Wenn ich sage: ‚Leute, das tut
105 echt weh, das ist nicht okay‘, also wo dann schon ein Verständnis auch passiert. Und auf der
106 Straße, also Jugendliche da fällt es mir auch schwer, irgendwas drauf zu sagen oder so. Also
107 mir ist es mal an einer Supermarktkasse passiert, wo zwei Mädchen vor mir angefangen haben
108 zu diskutieren. Also die eine hat irgendwas gesagt und die andere sagt: ‚Bist du behindert?‘
109 Und ich bin genau dahintergestanden, und hab mir gedacht, soll ich jetzt sagen ja? Oder ich
110 weiß nicht, wie da ein Prozess in so kurzen Begegnungen mit einer coolen Bemerkung am
111 besten passieren kann, die zwar schon was auslöst, aber die auch irgendwie ja jetzt nicht total
112 jemanden anpflaumt oder mit dem moralischen Zeigefinger jemanden nieder bügelt, weil dann

113 funktioniert es meistens nicht. Ja, wenn man eine coole Bemerkung schiebt, dann passiert
114 trotzdem was und dann erinnert man sich mehr daran, wie wenn man da mit der Moral kommt.

115 **I:** Und hast du dann in dem Moment was gesagt?

116 **B:** Nein, mir ist nichts eingefallen. Ich hab mir gedacht: ‚Soll ich das jetzt wirklich sagen?‘
117 (Lachen) Also es ist irgendwie /. (..)

118 **I:** Und ist dir auch schon mal ein bestimmter Vorfall jetzt in Bezug auf die geschriebene
119 Sprache aufgefallen? Auf einem Plakat? Oder in den Sozialen Medien, wo es ja sehr viele
120 verschriftlichte Texte gibt etc., dass du dachtest okay, wie gibt es das, dass Leute immer noch
121 sowas schreiben?

122 **B:** Ja, im journalistischen Bereich, in manchen Berichten ja. Also da wird es auch schon besser.
123 Aber es gibt immer noch so diese Ausreißer mit dem großen B und behindert ja. (..) Auch. Auch
124 die Formulierungen ‚an den Rollstuhl gefesselt‘ werden weniger. Also das war früher ganz
125 massiv. (...) Es gibt jetzt andere Ausreißer, oder Hoppalás, wo die Leute überhaupt nicht drüber
126 nachdenken, die dann sehr diskriminierend sind und in der Sprache, wenn dann ein
127 Rollstuhlfahrer oder eine Rollstuhlfahrerin auf einem Versicherungsplakat auftaucht und sagt:
128 ‚So ja, super Versicherung, weil ähm, ich bin alkoholisiert Auto gefahren oder so, ja.‘ Also so
129 quasi so, das ist Ihr schlechtes Gewissen. Fahren Sie nicht mit Alkohol. Also das wird dann
130 schon auch verbalisiert. Das kommt dann schon auch aus den Sprüchen raus und ist natürlich
131 eine völlig arge Geschichte. Also da gibt es inzwischen auch Schlichtungen dagegen. Ja, zu
132 Recht. (...) Immer noch so mit Leid verbunden. Also die ganzen Charityveranstaltungen und es
133 gibt noch mehr als Licht ins Dunkel, die also da ist Licht ins Dunkel fast schon political
134 korrekter als so manch andere kleine Aktionen, die man dann halt auch immer wieder so (..) gerade vor Weihnachten mitkriegt. Ja, so die leidenden Kinder und ja. (..) Also wo es halt, wo
136 es halt jetzt nicht um eine Erkrankung geht, sondern wirklich um Behinderung. (..) Und das ist halt auch, also das stigmatisierte Bild immer noch so die Leute, die Unterstützung brauchen und die, ja der Öffentlichkeit auf der Tasche liegen, weil sie halt alles mögliche brauchen und selber nicht hackeln und so, so arm sind. (...) Und dann halt dann noch die positive Diskriminierung: ‚Ich bewundere sie so wie Sie das machen.‘ (..) Diese positiven Auswüchse.

141 **I:** Ja, es geht ja in beide Richtungen.

142 **B:** Manchmal denk ich mir so, ich bin nur einkaufen. Ich brauche auch Milch. (Lachen)

143 **I:** Dann kommen wir jetzt zu den Fragen, wo es ein bisschen um deine eigene Meinung geht.
144 Da ist es ja so, dass die Diskussion um ableistische Sprache gerade sehr aktuell ist auch mit der
145 Frage welche Bezeichnungen sind angebracht, welche nicht? Und es wird auch vielfach
146 diskutiert, unter anderem auch von Personen, die selber gar keine Behinderung haben. Wie
147 stehst du dem ganzen Diskurs gegenüber und wie erlebst du ihn? Welche Begriffe sollen deiner
148 Meinung nach nicht verwendet werden und welche Begriffe bevorzugst du? (..)

149 **B:** Okay, ich fange mal beim leichtesten an. Also ich bevorzuge (..) am liebsten gar keinen wie
150 gesagt (Lachen). Aber (...) eine Bezeichnung der Person. Also Frau, Mann, Kind, Mensch mit
151 Behinderung. Ich bevorzuge es auch hinterdrein. Also eben zuerst die Person im Grunde
152 genommen und dann erst mit Behinderung. Mobilitätsbehinderung mag ich gern, ja. Also, dass
153 sich jetzt nämlich auch die Öffentlichkeit sich nicht nur immer auf das Bild des Rollstuhls und
154 Fahrerinnen und Fahrer einklinkt, sondern Menschen mit Mobilitätsbehinderung sind auch
155 ältere Menschen, Menschen mit Rollator, Menschen mit Krücken. Ja, also dass das ein bisschen
156 ein weiterer Begriff wird und jetzt nicht immer nur so auf die Rollstuhlfahrer und -innen
157 reduziert wird. (6) Ich kann zum Beispiel mit dem mit dem Begriff der, wie soll ich sagen? (..)
158 Mixed abled oder sowas nicht viel anfangen. Weil das ist für mich wieder zu weit gegriffen. Ja,
159 also wo ich mir denke okay, wenn ich das Wort höre, hat das jetzt nicht unbedingt was mit
160 Menschen mit Behinderungen zu tun, sondern ist für mich auch einer kann malen und der
161 andere kann Tennis spielen. Ja, also das kommt jetzt auch in der Behindertenbewegung ein
162 bisschen durch. (..) Aber es ist also in einem Artikel oder in journalistischer Arbeit würde ich
163 das Wort jetzt nicht sehen. Ich glaube, damit kann auch niemand was anfangen. Ist außerdem
164 auch wieder ein englisches Wort, das vielleicht nicht für alle zugänglich ist. Gar nicht mag ich.
165 (..) Special needs. Besondere Bedürfnisse. (..)

166 **I:** Und warum?

167 **B:** Wir haben keine besonderen Bedürfnisse. Wir brauchen vielleicht in manchen Dingen des
168 Alltags andere Unterstützung als andere Leute. Aber wir haben keine besonderen Bedürfnisse.
169 Auch eine Toilette zu wollen, wo man rein kann, ist kein besonderes Bedürfnis, weil das
170 Bedürfnis haben alle. Beeinträchtigung mag ich deswegen nicht, weil Beeinträchtigung ist für
171 mich etwas zeitlich Begrenztes. Beeinträchtigt bin ich, wenn ich hohes Fieber habe oder wenn
172 ich betrunken bin. Dann bin ich beeinträchtigt. Dann sollte ich nicht mit dem Auto fahren. Aber
173 nur weil ich eine Behinderung habe, bin ich nicht beeinträchtigt in dem Sinn. Ich bin behindert,
174 weil mich die Umwelt behindert. Ja, aber ich bin nicht beeinträchtigt.

175 **I:** Und generell diese Diskussion mit der Frage okay, was soll man jetzt sagen, was soll man
176 nicht mehr sagen. Wie findest du es, dass das so ein Thema ist? Findest du das gut, dass sich
177 da was tut oder irgendwie unnatürlich?

178 **B:** Nein, Ich finde es gut, dass sich was tut. Problematisch an der Geschichte ist natürlich, dass
179 es kein (..) ich sage jetzt mal und ich bin natürlich auch in einer Bubble mit meiner Arbeit, aber
180 dass es sich schon durchsetzen sollte, dass man nicht nur mehr nur Behinderte alleine sagt.
181 Krüppel ist inzwischen eh schon ein No-Go, Gott sei Dank – endlich! (...) Jetzt habe ich den
182 Faden verloren. (...) Genau. Die öffentliche Diskussion. Ich finde es wichtig und man kann nie
183 alles richtig machen. Es wird immer Gruppen geben, in Deutschland setzt sich eben jetzt dieses
184 Ding durch, mit den besonderen Bedürfnissen oder mit den Beeinträchtigungen, was ich ganz
185 schrecklich finde, nämlich eigentlich auch noch fast aus einer Behindertenbewegung, die
186 verwenden das selber auf ihren Homepages, was ich ganz fürchterlich finde, weil ich mir denke
187 man kann es eben nicht richtig machen, wenn ich in Deutschland ‚Menschen mit Behinderung‘
188 sage, werde ich angepflaumt. Und wenn die in Österreich sagen ‚Menschen mit
189 Beeinträchtigung‘, dann werden sie von mir angepflaumt. Also man kann es nicht richtig
190 machen, nicht mal in derselben Sprache. Von dem her glaube ich, dass man sich nicht davor
191 fürchten darf, auch einmal in einen Fettnapf zu hüpfen. Und natürlich gibt es größere und
192 kleinere (Lachen). Aber so diese Entspannung zu sagen, es wird immer jemanden geben, der
193 sich egal bei welcher Bezeichnung, wenn sie noch so gut versuchen und so political correct
194 versuchen wie nur irgendwie möglich, wird es immer jemanden geben, der sich darüber aufregt.
195 Es wird genauso wie bei der Barrierefreiheit immer jemanden geben, für den die Ö-Normen
196 nicht ausreichend sind. (..) Also, das ist menschlich und man ist so verschieden und es kommt
197 darauf an, sind Leute in der Behindertenbewegung irgendwie involviert oder sind das Leute,
198 die davon überhaupt nichts wissen? Ja, wie ältere Leute, die dann Rollstuhl fahren und dann
199 ganz einen eigenen Sprachgebrauch haben und über solche Sachen halt überhaupt nicht
200 nachdenken oder sich nicht Gedanken machen müssen. Also ich finde es aber gut. Was ich
201 irgendwie (..) schon auch wichtig finde ist, dass man auch den ganzen Gendergedanken
202 mitdenkt. Ja, also es ist sprachlich immer noch oft so, dass es nur die männliche Form gibt von
203 Menschen mit Behinderungen. Also ‚der Rollstuhlfahrer‘. Und da regen wir uns schon auf, über
204 Gendern in der Sprache und über LGBTQ und da wird aber wirklich noch überhaupt keine
205 Sensibilität irgendwie drauf draufgelegt, dass es eben Männer und Frauen und Kinder und ich
206 weiß nicht (..) in jeder Form gibt.

207 **I:** Also das ist für die auch noch wichtig, dass es da noch miteinfließt?

208 **B:** Also, wenn man schon über Sensibilisierung und Sensibilität in der Sprache diskutiert, dann
209 will ich auch das drinnen haben. Dann will ich auch dabei nicht über den Kamm geschert haben.
210 Und das hat auch wieder einen gesellschaftspolitischen Hintergrund. Ja, (..) also Menschen mit
211 Behinderungen haben kein Geschlecht. Also wir sind und wir haben es nicht freiwillig gewählt,
212 wie die Queer Community, dass man sagt: ‚Nein, wir haben kein Pronomen.‘

213 **I:** Okay. Eine hast du eh schon genannt. Es gibt ja sehr viele Redewendungen, wenn es um die
214 Beschreibung von Menschen mit Behinderungen geht. Gibt es da welche, die du nicht
215 angemessen findest? Eine hast du schon angesprochen mit an den Rollstuhl gefesselt? Gibt es
216 da noch weitere?

217 **B:** (8) Muss ich nachdenken. (..) Also es ist ja dann in der. (6) Ich überlege gerade, was da (..)
218 ein Pendant wäre, zum Beispiel für Menschen mit Lernschwierigkeiten. (...) Mental
219 beeinträchtigt. Da gibt es sicherlich auch einige Sachen, die für die Menschen irrsinnig
220 diskriminierend sind. Und. (..) Ja, ‚an den Rollstuhl gefesselt‘ oder ‚sie leidet an einer
221 Behinderung‘. Das ist auch ganz schlimm. Ja. (..) Wir leiden nicht prinzipiell (Lachen). Es geht
222 einem schon manchmal auf die Nerven, aber man leidet nicht prinzipiell. Also das sind so, so
223 Wortkonstruktionen, die ganz schrecklich sind. Und genau in dieser Sensibilisierung, oder in
224 dem Versuch, political correct zu sein, treibt es ja dann auch manchmal journalistisch sehr
225 komische Blüten. Also muss ich dann sagen okay, man sieht den Versuch, da jetzt einem
226 Fettnapf auszuweichen und hüpfte aber dann in den nächsten (Lachen). (..) Das passiert ja. Also
227 da kann man dann auch nur irgendwie zurückschreiben, so nice try but... (Lachen) (..) ‚Wir
228 erkennen Ihre Absicht und Ihren Versuch an aber nächstes Mal könnten Sie vielleicht das
229 verwenden.‘ Ähm, also man kann nicht alles vermeiden, sonst kann man ja auch nicht mehr
230 sprechen. Also sonst kann man die Sprache ganz abschaffen, wenn man permanent Angst hat,
231 etwas Falsches zu sagen. Ich muss ja niemanden absichtlich verletzen und ich bin auch immer
232 sehr (..) höflich und nett, wenn so etwas passiert ist und sage: ‚Entschuldigung, aber das ist
233 nicht mehr angebracht. Das ist nicht okay.‘ Eben um die Leute nicht sofort vor den Kopf zu
234 stoßen oder wahnsinnig wütend zu werden, sondern einmal irgendwie auch auf einer sanften
235 Art und Weise zu sagen so hm, vielleicht besser nicht, weil ich mir denke ja, man kann nicht
236 alles wissen.

237 Was ich schon verlange, ist von Moderatoren wurscht, ob jetzt Rundfunk, Fernsehen, Radio,
238 Journalisten, Leute, die öffentlich Texte verfassen /. (..) Da verlange ich es schon und da werde
239 ich sauer, wenn das irgendwie verletzend ist. Es gibt einen ganzen Katalog für Journalisten vom

240 ORF, wo genau solche Sachen drinnen stehen, was die political correcten Begriffe und die No-
241 Gos sind.

242 **I:** Gut, nächste Frage. Hast du im Laufe deines Lebens Veränderungen in Bezug auf den
243 sprachlichen Umgang mit Menschen mit Behinderungen wahrgenommen. Und allgemeiner:
244 Wie hat sich der allgemeine Diskurs von Menschen mit Behinderungen deiner Wahrnehmung
245 nach in der Gesellschaft entwickelt? (..)

246 **B:** Den zweiten Teil bitte noch einmal, eine sehr lange Frage. (Lachen)

247 **I:** Wie hat sich der allgemeine Diskurs von Menschen mit einer Behinderung deiner
248 Wahrnehmung nach in der Gesellschaft entwickelt?

249 **B:** Der allgemeine Diskurs?

250 **I:** Ja, also der allgemeine Umgang mit Menschen, die eine Behinderung haben. Ihr Stellenwert
251 in der Gesellschaft?

252 **B:** Also ich kann dazu nur sagen, wenn ich es jetzt so allgemein nehme, dadurch, dass wir
253 sichtbarer sind, dadurch, dass hauptsächlich in Wien die ganzen Öffis barrierefreier sind und
254 man mehr Leute auf der Straße sieht, ist der öffentliche Umgang, sag ich jetzt so, im Alltag auf
255 der Straße verbessert, also der hat sich massiv verbessert. (..) Man wird jetzt auch einfach nur
256 ganz normal gefragt: ‚Brauchen Sie Hilfe?‘ Und wenn man sagt: ‚Nein, danke‘, ist das auch
257 okay. Früher ist man dann dafür noch beschimpft worden. Also von wegen wie undankbar und
258 überhaupt, wenn man nein sagt. ‚Ich frage nie wieder einen Behinderten, ob er Hilfe braucht‘,
259 wo ich mir denke, doch den nächsten vielleicht schon, das gilt ja jetzt nur für mich. Also ja, da
260 ist ein ganz anderer Umgang inzwischen damit. Ja, die Leute fragen und man kann ganz, ganz
261 einfach auch ja bitte oder nein Danke sagen. (..) Da ist auf jeden Fall (...) habe ich das Gefühl.
262 Da ist jetzt wirklich auch eine jüngere Generation da, für die ist das schon ganz normal ähm
263 sage ich jetzt einmal. (...) In der öffentlichen Wahrnehmung (...) ist es nicht so am Schirm. Also
264 ich habe so das Gefühl, was jetzt irgendwie Nachrichten, politische Sachen,
265 sozialgesellschaftliche Sachen betrifft (..) sind wir zwar, wenn man alle Menschen mit
266 Behinderungen zusammenzählt, in irgendeiner Art und Weise 15 % der Bevölkerung. Und das
267 nimmt niemand wahr. Das ist fast jeder Fünfte. Mit Angehörigen ist jeder fünfte Mensch in
268 irgendeiner Art und Weise mit Behinderung konfrontiert, mit der eigenen oder im Freundes-,
269 Verwandten- oder Bekanntenkreis. Das wird nicht wahrgenommen. Absolut nicht. Weder im

270 sage ich jetzt Gleichberechtigungskontext, jetzt gesellschaftspolitisch genauso wenig wie im
271 wirtschaftlichen Kontext. Ja, also vor ein paar Jahren ist die Wirtschaft draufgekommen, dass
272 Pensionisten, die jetzt vor kurzem in Pension gegangen sind, eine der kaufkräftigsten Gruppen
273 sind. Ja, uns spricht man noch jede Kaufkraft ab. Also warum sollte ich nicht auf Urlaub fahren
274 können oder wollen? Ja, ich kann es nicht, weil es nicht barrierefrei ist. Aber das heißt ja nicht,
275 dass ich nicht eine Touristin wäre. Ja, also bei uns hat man das überhaupt nicht am Schirm.
276 Auch nicht der Einzelhandel, wo ich mir denke, ja, schade. Ich wäre gerne in die Boutique
277 hineingegangen, hätte gerne ein Weihnachtsgeschenk gekauft, aber wie soll ich mein Geld bei
278 dir lassen, wenn ich nicht einmal hineinkomme? (..) Und wenn du mir erklärst: ‚Es muss ja gar
279 nicht barrierefrei sein.‘ Da denke ich mir dann, ja dann halt nicht. (..)

280 **I:** Zu den sprachlichen Veränderungen: du hast gesagt, dass man früher nur als Behinderte
281 bezeichnet wurde. Krüppel hast du schon gemeint, dass das nicht mehr verwendet wird. Ist dir
282 sonst irgendwie eine Veränderung aufgefallen? Dass die Leute mehr Rücksicht nehmen? (...)

283 **B:** Irgendwie finde ich es ja nett, weil es eine gewisse Verweigerung oder eine Vermeidung
284 gibt, eben um nicht in Fettnäpfchen zu treten und damit fällt das auch weg. Ja. (...) Finde ich
285 gut. (...) Also. (..) Man sucht jetzt schon nach meinem Namen und nicht mehr nur die
286 Rollstuhlfahrerin kommt. Ja. (..)

287 **I:** Okay, passt. Ich habe ein Zitat mitgenommen. Das habe ich ausgedruckt. Das ist eine
288 ziemlich eindeutige Meinung zum Wort Behinderung. Lies es mal durch vielleicht. (10) Wie
289 stehst du zu dem Zitat? Und bist du damit einverstanden, dass der Begriff neutral zu sehen ist?

290 **B:** Nein, absolut nicht. Ich finde, den Begriff extrem emotional besetzt. (..) Ich finde ihn
291 überhaupt nicht neutral, also von keiner Seite. Weder von Jugendlichen, die es als Schimpfwort
292 verwenden in einem gewissen Kontext und auch wenn es im Aufziehen ist oder was auch immer
293 bis hin zu Menschen, die keine Behinderung haben und über den Begriff stolpern, weil sie
294 nichts falsch machen wollen, ist auch eine Emotionalität. (..) Und Menschen mit
295 Behinderungen, die sich als solche bezeichnen und das auch ganz klar sagen, (Ich mache es halt
296 nur, wenn es erforderlich ist,) ist es auch nicht neutral, weil es für mich eine / (..) Es spricht
297 nicht über den Menschen. Ja, es sagt für mich nichts über den Menschen aus, sondern im
298 Grunde genommen über die Umgebung. Also so dieses ‚wir sind nicht behindert, wir werden
299 behindert.‘ Das ist für mich da drinnen. Ja, ich bin eine Frau mit Behinderung. Ja, weil ich in
300 meinem Alltag behindert werde, weil ich diskriminiert werde, weil ich bauliche Barrieren habe,

301 weil ich schulische Barrieren habe, weil ich in meinem ganzen Lebenslauf quasi eigentlich auch
302 ausbildungstechnisch diskriminiert wurde oder mir Sachen verbaut waren durch die
303 Behinderung. Aber er ist nicht neutral. Ja. (..)

304 **I:** Aber diese Sozialkritik, die eben im Wort Behinderung drinnen ist, eben, dass man behindert
305 wird, die hat man halt bei anderen Begriffen nicht, oder? Also würdest du dem zustimmen, dass
306 jetzt zum Beispiel besondere Bedürfnisse oder so das nicht anspricht?

307 **B:** Das ist das ist wieder. (...) Deswegen mag ich es auch nicht, weil es wieder dieses
308 Rückbezügliche ist, weil ich dann als Einzelperson besondere Bedürfnisse habe, die irgendwas
309 braucht. (5) Und die Behinderung ist aber die, die sozial, die sozial gesellschaftliche. Ja, so wird
310 sie inzwischen auch definiert. Also es gab da vor ein paar Jahren – vor ein paar Jahren ist gut –
311 also seit 20 Jahren gibt es eigentlich so diesen Paradigmenwechsel, also vom medizinischen
312 Begriff der Behinderung eben. ‚Ich habe eine Querschnittlähmung. Ich bin behindert im Sinne
313 von mein Körper ist anders als der von anderen.‘ Sagen wir es mal so, sondern eben in dem
314 Begriff okay, es ist ein sozial gesellschaftliches Problem, weil für mich nicht dieselben
315 Möglichkeiten sind wie für jemand anderen. (..) Und das ist dieser Paradigmenwechsel
316 eigentlich der, der auch in der UN Konvention und so sich niederschlägt, sehr genau in den
317 Definitionen wie Behinderung definiert wird. Und er ist nicht neutral, weil entweder (...)
318 definiert man es mit Diskriminierung. Man definiert es auch immer noch mit Defiziten in der
319 öffentlichen Diskussion. Also und da muss ich dazu sagen, da sind natürlich die Kampagnen
320 sehr unterstützend in die Richtung, ‚die sind ja arm und brauchen Geld.‘ Also von dem her (..)
321 Ist er für mich nicht neutral. (...) Er ist noch viel zu emotional besetzt und ich finde, das gehört
322 sich auch. Also es ist auch so, dass ich finde, dass er auch emotional sein soll. Ja, es soll auch
323 emotional sein. Ja, weil ich werde von der Außenwelt behindert. Ja.

324 **I:** Damit Veränderung eben dadurch passiert, meinst du?

325 **B:** Genau, ja.

326 **I:** Verstehe. (..) Okay. Glaubst du, dass Sprachgebote oder Verbote in Bezug auf Menschen mit
327 Behinderungen sinnvoll wären? Also, dass man sagt okay, dieser Begriff ist strafbar, den darfst
328 du so nicht verwenden.

329 **B:** Also im strafrechtlichen Sinn?

330 **I:** Ja, genau. Oder halt, dass die Regierung Formulierungen vorgibt, die sozusagen political
331 correct wären.

332 **B:** Also im strafrechtlichen Sinne überhaupt nicht, weil ich will Leute nicht kriminalisieren, die
333 da sprachlich unangebracht handeln. Ich kann nicht den Installateur kriminalisieren, wenn der
334 bei mir hineinkommt und sagt ja, ich weiß es nicht, aber ich denke so das ist jetzt wahrscheinlich
335 nicht der political correcte Typ. Ja, aber das möchte ich nicht. Ich würde auch nie jemanden
336 verklagen, außer er macht jetzt beruflich etwas in die Richtung, eben wie Leute, die in der
337 Öffentlichkeit sind. Für Journalisten würde ich das nicht wollen und auch für mich selber nicht.
338 Ich mache Theaterstücke. Ich bin in meinen Theaterstücken political incorrect. Mit Absicht. Ja,
339 also ich müsste mich dann ja selber anzeigen. (Lachen) Ich mache jetzt eine Selbstanzeige, weil
340 in zwei Wochen mache ich das Stück und da verwende ich das Wort. Ich finde sowas auch nicht
341 sinnvoll. Außerdem ist auch der Wandel viel zu schnell. Diese Begriffe, diese Bezeichnungen
342 genauso wie in der in der queeren Bewegung jetzt, ja im Genderdiskurs, Sprache ist im Wandel
343 und da kann ich nicht von einem Gesetzgeber verlangen, dass der Wörter verbietet oder unter
344 Strafe stellt, wenn sich diese Wörter wieder wandeln. Der kommt ja nicht nach zeitlich. Ja, wir
345 reden jetzt hier von einem Zeitraum, von meiner Kindheit bis jetzt von 40 Jahren und da war
346 ungefähr alles dabei. (Lachen) Ja, also was, was jetzt in einem gewissen Zeitraum political
347 correct war, eben. Es gab ja auch eine Zeit, wo wir froh waren, dass man Behinderte genannt
348 wurde und nicht mehr Krüppel. Ja, also Sprache wandelt sich. Sprache ist lebendig. Ja, und ich
349 finde es auch nicht gerechtfertigt, außer sage ich jetzt in einem faschistoiden oder
350 nationalsozialistischen Kontext Wörter oder sowas dabei zu verbieten. Das macht keinen Sinn.
351 Ja, also das ist halt wirklich ganz eine ganz klare Geschichte, was ist Faschismus und was
352 darf einfach nicht mehr verwendet werden? Aber. (..) Das wo wir jetzt leben, dafür ist die
353 Gesellschaft zu schnelllebig. Ja, und wenn man das eine verbietet, treibt es meistens irgendwo
354 anders ganz komische Blüten. Also wo ich mir denke, okay, das ist jetzt die Ausweichmethode,
355 aber es ist auch nicht besser als das andere. (Lachen) Also ich finde, das macht keinen Sinn. Ja.

356 **I:** Und dass es jetzt so Vorgaben gibt, okay, das wäre eine sinnvolle Bezeichnung für Leute,
357 die vielleicht gar nicht in der Thematik sind, aber sich korrekt ausdrücken wollen, dass es da
358 irgendeine Richtlinie gibt, auch öffentliche, dass man weiß, woran man sich halten kann?

359 **B:** Das ist eh Menschen mit Behinderungen oder eben ein Kollege, der sagt ja, er findet, er mag
360 ja behinderte Menschen lieber. Und dann habe ich mit ihm geredet und gesagt: ‚Wie kommst
361 du darauf?‘ Er hat gesagt: ‚Ja, weil für ihn das Behinderte dann noch rückbezüglicher ist, weil

362 die Menschen behindert werden.' Ja. (6) Ist jetzt Ansichtssache. War für mich auch neu, dass
363 das gerade hier in der Selbstbestimmt Leben Bewegung es auch diese Meinung gibt und für
364 mich ist beides okay. (..)

365 **I:** Okay. Braucht es deiner Meinung nach ein neues Wort?

366 **B:** Am besten braucht man gar kein Wort mehr. Also ich finde es ist super, wenn man es nicht
367 mehr braucht. (...)

368 **I:** Also das wäre so dein Ziel, sozusagen, dass man generell von diesen Bezeichnungen
369 wekommt?

370 **B:** Ja.

371 **I:** Okay. Gibt es noch irgendwas, was wir nicht besprochen haben, was du noch gerne loswerden
372 wollen würdest?

373 **B:** (9) Nein, ich glaube, du hast eh viel abgefragt. (..) Ja, Also. (..) Es ändert sich die Zeit und
374 das ist gut. (..) Und ich glaube nur an der Sprache. (...) Natürlich sieht man es auch immer an
375 der Sprache, wie die Leute umgehen mit einem. Und es ist immer so zweischneidig. Fängt man
376 mit der Sprache zu diskutieren an, wo die anderen Sachen noch problematisch sind, oder hat
377 das eh eine Auswirkung? Ja, ich hoffe halt beides. Ich denke mal, es ist halt auch irgendwie
378 wirklich jetzt auch in der Gender- oder Queerdiskussion. Es ist dann zu leicht, Probleme nur an
379 der Sprache aufzuhängen, weil die eigentlichen werden dann davon überdeckt und eigentlich
380 nicht angesprochen. Also die Diskriminierung von queeren Personen (..) wird sich nicht ändern,
381 wenn ich nur endlich die political korrekten Wörter verwende. Ja, das ist eine
382 gesellschaftspolitische Veränderung, die es da braucht. Und das ist nicht nur die Sprache. Die
383 macht es vielleicht bewusst, genauso wie bei Menschen mit Behinderungen, aber es löst nicht
384 das Problem.

385 **I:** Ja, finde ich spannend, dass du das jetzt sagst. Mir ist es jetzt irgendwie auch so bewusst
386 geworden, dass das eigentlich nur der Spiegel ist von dem, was halt falsch läuft im Umgang.
387 Die Sprache an sich ist nicht das Problem, sondern wie halt umgegangen wird mit den Personen
388 und wie sie wahrgenommen werden. Das zeigt auch dieses 'da kommt der Rollstuhl' Beispiel
389 sehr gut, weil das kenne ich auch von der Security am Bahnhof, die das dann oft sagen und man

390 merkt einfach, dass der Mensch voll vergessen wird, um dem es eigentlich geht und dann nur
391 der Fokus auf der Behinderung ist.

392 **B:** Ja, ja, und es ist ein auffallendes Merkmal. Ja, natürlich. Ich meine, ich kann nicht mal
393 irgendwo die Zeche prellen. Ich kann nie wieder in das Lokal zurückgehen, weil ich weiß, die
394 werden sich immer an mich erinnern. Ja, also, das ist ganz einfach. (Lachen) (...) Natürlich ist
395 es ein auffallendes Merkmal, ist so, müssen wir damit leben. Ja. (..) Aber es ändert Tatsachen.
396 Also, es ist schön, dass sich was verändert, aber es löst die Grundprobleme nicht.

397 **I:** Das ist ein schönes Schlusswort, finde ich. Vielen Dank!

10.2.2 Klara

1 **I:** Okay, also, ich habe das Interview in zwei grobe Teile aufgeteilt. Beim ersten Teil geht es
2 eher darum, dass du von persönlichen Erlebnissen, Erfahrungen und so erzählst. Und beim
3 zweiten geht es dann eher so um Fragen zu deinen Einstellungen oder ähnliche Dinge. Gut.
4 Die erste Frage ist, wie du den sprachlichen Umgang mit deiner Behinderung während deiner
5 Schulzeit erlebt hast und ob du dich da an bestimmte Vorfälle erinnern kannst?

6 **B:** Puh, meine Schulzeit, muss ich sagen, ist schon echt lange her. Also es ist mir nichts
7 deutlich in Erinnerung geblieben, wo ich in der Volksschule war, haben die so eine Rampe
8 gebaut, damit ich ein paar Stiegen rauffahren kann und weil es so eine lange Rampe war und
9 man so schnell die Rampe runter heizen konnte, hatte ich dann eine Zeit lang den Spitznamen.
10 Wie war das? Schulz ist der Rennfahrer? Wie heißt er denn jetzt? Michael Schumacher. Ja,
11 Michael Schumacher. Aber so beleidigende Spitznamen, natürlich wie Teenager damals oft
12 verwendet haben dieses ‚bist du behindert‘, was heute auch passiert. Ich muss sagen, sogar
13 ich verwende es ab und an es ist ein bisschen komisch, wenn ich sage ich verwende es aber
14 (..), weil eigentlich ja, aber das verwenden halt Jugendliche so ich glaube, das ist jetzt immer
15 noch im Sprachgebrauch drin. Dieses: ‚Bist du behindert?‘ Ja, wo man auch merkt, dass es
16 eine negative Konnotation hat, dass es als Schimpfwort verwendet wird, was natürlich, wenn
17 man es analytisch betrachtet, nicht gut ist. Aber auch mir ist es ein paarmal passiert, glaube
18 ich, dass ich das sogar selbst verwendet habe. (...) Ich weiß nicht, woran es liegt, dass sich das
19 so einschleust. Wir haben ziemlich viele sprachliche Verwendungen, die sich in den
20 Alltagsgebrauch einschleusen und die dann natürlich davon zeugen, dass ein gewisser

21 Sachverhalt eher negativ bewertet wird, wie zum Beispiel Behinderung oder was damals
22 vielleicht noch eher üblich war – ich möchte es nicht wiederholen – der Negativausdruck für
23 Homosexualität. (..) Ja, ist natürlich analytisch betrachtet nicht gut. Die Frage ist, was ich mir
24 auch stelle, wie geht man im Alltag damit um? Als Kind achtet man selbst nicht so drauf oder
25 als Jugendlicher. Ich glaube auch nicht, dass die Jugendlichen das bewusst böseartig
26 verwenden. Natürlich ist es ein Ausdruck, der zeigt, dass, dass man Behinderung eher als
27 negativ bewertet. Auch ‚du Trottel‘ oder ‚du Idiot.‘ Wenn man das zu jemandem sagt, ist das
28 ja eigentlich eine Abwertung von Leuten, die man als geistig nicht so leistungsfähig bewertet.
29 Man sagt ‚du Idiot‘ oder ‚du Trottel‘ oder ‚du Spinner.‘ Das zeigt natürlich eine gewisse
30 gesellschaftliche Haltung, dass Behinderung oder nicht so hoch eingestufte geistige
31 Leistungsfähigkeit als negativ bewertet wird.

32 **I:** Okay, aber um jetzt noch mal auf deine Schulzeit zurückzukommen, da war es irgendwie
33 nicht so ein großes Thema bis auf die Äußerung ‚bist du behindert‘ oder der Spitzname
34 Michael Schumacher?

35 **B:** Nein also, nicht dass diese Äußerung beleidigend verwendet wurden. Einmal, ich habe das
36 selber gar nicht mitbekommen, hat ein Kollege mitbekommen, dass mich ein jüngerer Kind
37 ‚Krüppelkind‘ geschimpft hat. Ich habe verstanden er hat ‚Gurkenkind‘ gesagt. Der Kollege
38 meinte dann, dass es das Wort ‚Krüppelkind‘ war. Und ich habe das selber gar nicht so
39 mitbekommen. Der Kollege war dann wütend und hat mich verteidigt. Aber ich habe das
40 selber nicht mitbekommen. Das ist natürlich dann ein Angriff. Aber wie gesagt, als Kind ist
41 das nicht so ins Gewicht gefallen, was eher ins Gewicht fiel, waren andere Situationen, die
42 einen mehr prägen. Zum Beispiel bei Schullandwochen wurde immer sehr viel darüber
43 diskutiert, wer bei mir im Zimmer schläft, schlafen muss. Ich glaube, das lag nicht so sehr an
44 mir, sondern weil sie angenommen haben, dass das Zimmer mehr kontrolliert wird. Aber
45 trotzdem war es demütigend, wenn man eine Stunde oder eine halbe Stunde darüber reden
46 muss ‚wer geht mit Klara ins Zimmer?‘ Bei mir war auch noch ein Mädchen mit Trisomie 21
47 im Zimmer und da ging dann immer die Diskussion los ‚wer geht mit Klara und diesem
48 anderen Mädchen ins Zimmer?‘ Und das waren halt schon, wenn man darüber diskutieren
49 muss, wer geht mit dir ins Zimmer, auch mit Leuten, die dich eigentlich im Schulalltag
50 mochten. Das waren die Sachen, die mich eher geprägt haben, also die eher demütigend
51 waren. Da fällt so was wie ‚du bist behindert‘ nicht so ins Gewicht als konkrete
52 Ausschlusssituationen, die aber glaube ich rückblickend auch daher herrühren, weil die
53 Annahme vorherrschte, dass diese Zimmer stärker kontrolliert werden. (..) Aber natürlich ist

54 es trotzdem demütigend, das beeinflusst einen schon, wenn dann diskutiert wird, wer muss
55 sozusagen mit einem ins Zimmer? Das waren die Dinge, die mir so hängengeblieben sind. Im
56 Großen und Ganzen würde ich meine Schulzeit aber als gut bewerten. Wie gesagt,
57 Diskriminierungserfahrungen sind nicht nur auf Menschen mit Behinderungen beschränkt.
58 Oft, oft glaubt man immer, die werden total viel diskriminiert. Ist auch so ein Mythos über die
59 Regelschule. Menschen mit Behinderung werden dauernd diskriminiert. Ich kann nicht für
60 alle sprechen, aber ich habe mich bis auf diese Ausnahmesituation in der Schullandwoche war
61 ich eigentlich immer recht gut, habe ich mich recht gut inkludiert gefühlt. Dass dich der ein
62 oder andere nicht mag, das ist, finde ich, ein Teil der Normalität. Das kann jeder
63 durchmachen. Nicht jeder ist ein Fan. Das ist einfach so, solange das nicht alle Kinder sind,
64 ist das in Ordnung. Weil auch ein Nichtbehinderter wird durchmachen, dass nicht jeder dein
65 Fan ist oder nicht jeder alles an dir mag. Ich mag auch nicht jeden, natürlich muss ich ihn
66 deswegen nicht mobben. Aber sicherlich war ich auch mal zu einem anderen Kind nicht nett.
67 Das ist einfach so, das gehört einfach zum Leben dazu. Ich kann natürlich nicht für alle
68 sprechen. Manche haben sicher in der Schule Ausgrenzungserfahrungen erlebt und haben sich
69 nicht wohlfühlt. Aber ich hatte zumindest immer Freunde oder immer Leute, die zu mir
70 gestanden haben. Mit Mädchen war es eher schwieriger. Ich kam besser mit Burschen klar. Ja.

71 **I:** Okay. Die gleiche Frage für dein Berufsleben. Also wie ist da der sprachliche Umgang?

72 **B:** Da ich in einem Zentrum für xxx (Datenschutz) arbeite, sind wir sehr streng mit solchen
73 Dingen (Lachen). Also wir achten sehr darauf, korrekte sprachliche Formulierungen zu
74 verwenden, weil wir halt auch im journalistischen Bereich tätig sind. Und wie wir was
75 formulieren, dass wir, wenn wir jemanden interviewen, dass sich das Interview nicht um die
76 Behinderung dreht, sondern darüber, was die Person macht. Oder zum Beispiel auch, weil wir
77 ein Zentrum für xxx (Datenschutz) sind, das ist so eine Eigenart, versuchen wir vor allem in
78 den Beratungen, Wörter wie ‚müssen‘ zu vermeiden. Das hat folgenden Grund: Menschen mit
79 Behinderungen sind Fremdbestimmung sehr gewohnt und wir als Zentrum für xxx
80 (Datenschutz) müssen wir auch in der Sprache darauf achten, dass sie die Freiheit vermittelt
81 bekommen. Wenn wir so Dinge, wenn wir so formulieren: ‚Sie müssen das und das‘ drückt
82 das wieder aus, dass sie keine Wahl haben. Das fällt einem im Alltagssprachgebrauch gar
83 nicht so auf, in der Beratung, rutscht es mir dann auch manchmal raus. ‚Sie müssen den
84 Verwendungsnachweis machen.‘ Dann ist es besser, man sagt: ‚die Leistung sieht vor, dass
85 sie den Verwendungsnachweis machen.‘ Also müssen ist für uns ein Tabuwort, weil wir ein
86 Zentrum für xxx (Datenschutz) sind. Ja, und bei uns schimpft natürlich niemand den anderen.

87 Das wäre lustig (Lachen). Bei uns schimpft natürlich niemand den anderen. Erstens sind wir
88 schon zu alt dafür. Zweitens ja, ich glaube, wirkliche Diskriminierung funktioniert viel
89 subtiler als über das Wort. Worte sind natürlich wichtig, aber wirkliche Diskriminierung
90 funktioniert auf eine sehr subtile Weise und beeinflusst dich auch mehr, als wenn jemand ein
91 unbedachtes Wort verwendet. Also nicht, dass es gut ist, wenn das einfach so nonchalant
92 verwendet wird, aber. (..) Es sind andere Dinge. Die Leute, die schleimerisch mit dir reden,
93 dich aber trotzdem nicht respektieren, wo du merkst, die respektieren dich nicht, weil alles,
94 was du tust, einfach fabelhaft ist und du keinen Fehler machen kannst. Ich weiß, dass die
95 Leute das nicht böse meinen, dass es Überkompensation ist, weil ihm die Behinderung
96 unangenehm ist. Aber das ist das, wo man merkt, dass man eigentlich nicht drin ist in der
97 Gesellschaft. (5) Oder dieses Schauen auf Sprachspiele ist schon sehr wichtig, weil wenn sich
98 dann Leute anfangen über Quasimodo aufzuregen, weil in dem Stück Quasimodo ein
99 Behinderter im Mittelalter vorkommt, als Krüppel oder beschimpft wird, das Stück aber im
100 Mittelalter spielt. Und sie sagen: ‚Das ist eine Diskriminierung.‘ Man muss das in dem
101 Kontext sehen. Natürlich sind solche Worte heutzutage tabu. Aber wenn ich ein Stück mache,
102 wo es um die Diskriminierung eines Behinderten geht, das im Mittelalter spielt, wo ich den
103 Behinderten dann nicht mehr diskriminiere, und dann fragt man diese Person selbst: ‚Sind sie
104 behindert‘ und sie sagt: ‚Nein.‘ Ich sage mich regt das nicht auf. Warum regt Sie das auf? Ich
105 meine nicht, dass man nicht vorsichtig sein darf. Aber natürlich ist absolut klar gewisse
106 Termini wie das N-Wort oder das S-Wort im Zusammenhang mit Menschen, mit
107 differenzierter Sexualität oder mit nicht heteronormativer Sexualität sind natürlich nicht okay,
108 das muss man weglassen, klar. (..)

109 **I:** Wie war das bei dir, weil du ja auch manchmal Auftritte in der Öffentlichkeit hast. Ist dir
110 das schon mal aufgefallen, dass du das Wording im Umgang mit dir nicht angebracht
111 gefunden hast? Oder eben genau das Gegenteil, dass du dir gedacht hast okay, die sind
112 gebrieft worden, die wissen, was sie sagen?

113 **B:** Ähm, das Wording, es kommt ja in den Medien gibt es immer noch heutzutage Vorfälle,
114 also zum Beispiel ganz aktuell, wenn du davon gehört hast, die Sache mit Thomas Gottschalk,
115 dass er heutzutage 2023 einen behinderten Jungen fragt oder einen Burschen im Rollstuhl
116 fragt nicht: ‚Wie cool ist deine Wette‘, sondern: ‚Was für eine Behinderung hast und du bist
117 trotzdem ein aufgewecktes Kerlchen.‘ Das geht für einen Menschen, der jahrelang in der
118 Medienbranche ist, absolut nicht. Und? Ja, klar. Wir sind vor allem in den Medien immer
119 noch, also, es wird schon besser, aber es ist immer noch nicht perfekt, immer noch oft mit

120 diesen Extremen konfrontiert. Entweder du bist der totale Superheld, der nichts falsch machen
121 kann, oder du bist das arme Hascherl. Wie gesagt, Licht ins Dunkel ist immer noch ein
122 Problem, obwohl es versucht, sich zu verbessern. Aber eigentlich müssten wir nicht um
123 Spenden betteln, wenn wir ein Sozialsystem hätten, das besser funktionieren würde. Aber das
124 ist ein anderes Thema. Aber auch diese Bilder sind halt sehr problematisch und die waren bis
125 vor einer Zeit und vielleicht jetzt immer noch sehr arg. Diese Spendensammeln, diese
126 rührseligen Bilder, der kranke Teenie bekommt sein Fahrrad. Das ist ja fast wie in der
127 Weihnachtsgeschichte bei Charles Dickens. Das sind Bilder, die sich über Behinderung
128 einprägen. Oder halt, wenn man noch Formulierungen verwendet, wie: ‚Der und der leidet an
129 seiner Behinderung.‘ Natürlich kann es individuelle Menschen geben, denen es schwer fällt
130 mit der Behinderung. Das streite ich nicht ab. Ich zum Beispiel leide nicht unter meiner. Was
131 nicht heißt, dass ich sie jeden Tag super finde. Aber niemand findet sich selbst jeden Tag
132 super. Natürlich kann man individuell schon anders empfinden. Man kann es niemandem
133 absprechen, wenn jemand sagt: ‚Ich komme mit meiner Behinderung absolut nicht klar‘, dann
134 ist das auch in Ordnung. Aber dieses generelle Bild zu verbreiten Menschen mit Behinderung
135 leiden unter etwas ist bedenklich. Es ist halt so, wie es ist. Man kann eh nichts machen. Man
136 hat die Wahl, damit zu leben, gut damit umzugehen oder sich zu erschießen. (..) Nein, eine
137 andere Wahl gibt es nicht und besser ist es, weiterzumachen (Lachen).

138 **I:** Okay, eine letzte Erzählungsfrage: Wie erlebst du den sprachlichen, aber auch den
139 allgemeinen Umgang mit deiner Behinderung in deiner Freizeit?

140 **B:** In meiner Freizeit? Schwierig. Was man oft merkt, ist gar nicht so das Negative, aber dass
141 die Sprache höher wird. Also dass die Stimme plötzlich höher wird, wenn Leute mit dir reden.
142 Das sind ganz subtile Dinge, da geht es nicht mal, die nennen dich nicht Krüppel oder so
143 etwas. Das sind ganz, ganz subtile Dinge. Die Stimme wird höher. Sie duzen oft. Also mich
144 jetzt nicht mehr so, weil ich ein gewisses Mundwerk habe. Aber du wirst. Sobald sie mich
145 hören, werde ich nicht mehr geduzt. Aber oft wirst du geduzt, oder Leute fragen mich, wie es
146 in der Schule ist. (..) Und da sind diese subtilen Sachen. Man spricht höher mit dir. Man traut
147 sich nicht, so was zu sagen, oder man kriegt ungewollt Ratschläge. ‚Du kannst eh in die U-
148 Bahn zusteigen, es ist eh noch Platz.‘ Ich sag: ‚Ich will einfach nicht zusteigen, bitte
149 akzeptieren Sie das.‘ Oder was ich auch schon mal gehört habe: ‚Es gibt eh eigene
150 Fahrtendienste für Leute wie Sie.‘ Da sage ich dann: ‚Ich will aber mit dem Bus fahren.‘ Und
151 das sind dann auch so Dinge, was mich stört. Was geht die Leute das an? Nie würden sie
152 einen anderen Menschen das fragen. Ja, und es sind oft diese subtileren Dinge, dieses Reden

153 mit dir, als wärst du nicht ganz. Oder zum Beispiel auch etwas Typisches, was du auch sicher
154 kennst, dass man die Assistentin fragt. Oder zum Beispiel, manchmal werde ich gefragt: ‚Soll
155 ich deine Mama dazuholen?‘ ‚Es ist nicht meine Mama, es ist meine Assistentin. Und sie
156 können mich das auch selber fragen. Sie können ruhig mit mir selber sprechen.‘ Wenn die
157 Friseurin fragt: ‚Sollen wir die Haare schneiden?‘ Ich sage dann: ‚Fragen Sie mich, ich kriege
158 die Haare geschnitten‘ (Lachen). Also solche Dinge sind es halt. Man merkt, dass da immer
159 noch so eine Grenze da ist zwischen Behinderten und Nichtbehinderten. Das sind Leute, die
160 dich nicht offen beschimpfen würden oder die vielleicht auch gar nicht böse auf dich sind.
161 Und da merkt man einfach, sie nehmen dich als andersartig wahr. (..)

162 **I:** Okay, eine Frage noch dazu. Fallen dir auch Vorfälle ein in Bezug auf die geschriebene
163 Sprache? (..)

164 **B:** (..) Vor ein paar Jahren gab es einen Artikel, wenn die Paralympics kommen, wird immer
165 sehr viel geschrieben über Menschen mit Behinderung und da gab es dann zum Beispiel einen
166 Artikel, wo geschrieben wird, es ging um die wie heißt die Olympics für die Menschen mit
167 Lernschwierigkeiten? Weiß ich jetzt nicht. Special Olympics Genau. Allein schon das Ding
168 Special Olympics. Wieso können die nicht Olympics heißen, oder? Aber egal. Und dann wird
169 in diesem Artikel geschrieben: ‚Sie strahlen vor Glück und es sind so strahlende und
170 freundliche Menschen.‘ So, als wären es irgendwie Aliens. Und so, als würde man
171 voraussetzen, die sind immer glücklich. Es ist ein Klischee über Menschen mit
172 Lernschwierigkeiten oder vor allem über Menschen mit Trisomie 21 die sind immer lieb, sind
173 immer höflich, sind immer super, haben die Lebensfreude intus. Nie würdest du über ein
174 sportliches Event schreiben: ‚Die Sportler strahlen oder die Sportler mit ihrem Gemüt.‘ Ich
175 glaube, das würdest du über ein normales Fußballspiel nicht schreiben. Ja, oder eben was
176 mich überhaupt wundert ist, wenn behinderte Menschen selbst so dieses Spiel mitmachen, ob
177 bewusst oder unbewusst. Hat jetzt jemand mal ein Buch geschrieben und es schreiben viele
178 Menschen ein Buch. Viele. Einige behinderte Menschen haben Bücher geschrieben nur über
179 die Tatsache, dass sie behindert sind. Und ich meine, dass kann man machen wie man will,
180 aber ich denke mir, wieso schreibst du das? Und der hat und da gab es mal einen, der hat so
181 ein richtiges Buch geschrieben, wo er dann richtig so schreibt: ‚Er hatte einen Unfall, aber
182 durch seine Therapie konnte er dann wieder laufen und es war so eine großartige Leistung.‘
183 Das sei ihm unbenommen. Ich verstehe oder ich kann glaube ich nachvollziehen, wie das sein
184 muss, wenn man von einem hohen körperlichen Leistungsstandard dann plötzlich behindert
185 ist. Dass man natürlich so denkt. Man will das weghaben. Das ist was ganz was anderes als

186 bei mir. Es kommt auch darauf an, ob man die Behinderung schon von Anfang an hat, dann
187 kennt man nicht viel anders. Aber wenn man eine Behinderung erwirbt, zum Beispiel durch
188 einen Unfall im Sport oder durch einen anderen Unfall, kann natürlich die Denkweise sein:
189 ‚Ich möchte das nicht haben.‘ Das kann ich auch nachvollziehen. Aber wenn man dann
190 darüber ein Buch schreibt, das dann auch so einen Unterton vermittelt: ‚Du kannst es
191 wegarbeiten, du musst es wegarbeiten. Du bist nur dann etwas wert, wenn du es
192 wegarbeitest‘, oder dann schreiben diese Leute immer von sich: ‚Ich habe Kinder, ich habe
193 das und das. Ich werde ins Fernsehen eingeladen.‘ Und diese Überkompensation, dass sie
194 betonen müssen ‚Ich bin, ich bin. Ich bin so großartig, obwohl ich behindert bin.‘ Und
195 eigentlich ist das schädlich (Lachen). Aber ja, das ist dann da spielen sie selber so ein
196 bisschen das Spiel mit, weil sie es selber internalisiert haben, was ich auch aus Ihrer Sicht
197 verstehen kann. Sie kommen aus der Welt der Nichtbehinderten in die Welt der Behinderten
198 hinein. Also nicht, dass das getrennt wäre, aber manchmal habe ich das Gefühl, sie werden
199 getrennt. Und das ist dann erstmal ein großer Schock. Ich kann das nicht mehr, was ich früher
200 konnte. Dinge fallen mir plötzlich auf, die mir vorher nie aufgefallen sind. Und ich will das
201 weghaben. Ich will, ich will, dass es weg ist. Aber wenn man das dann halt verschriftlicht,
202 kann es natürlich auch die Wirkung haben, dass wenn andere Behinderte das lesen, dass sie
203 glauben, dass man nur so wieder was wert ist. Natürlich kann es auch der eine oder andere
204 sein, dass es einem Mut macht, aber es kann auch die gegenteilige Wirkung haben, dass dann
205 die Leute glauben, du bist nur was wert, wenn du zwar behindert bist aber wenn du nicht nur
206 einfach normal lebst, sondern du musst besonders sein, sonst bist du nichts mehr wert. (..)

207 **I:** Okay, dann kommen wir jetzt zu den Fragen, wo es eher um deine Einstellungen geht. Es
208 ist ja so, dass die Diskussion um ableistische Sprache momentan sehr aktuell ist und heute
209 auch darüber gesprochen wird, welche Bezeichnungen angebracht sind und welche nicht. Und
210 da wird halt vielfach drüber diskutiert. Wie stehst du zu diesem Diskurs und wie erlebst du
211 ihn? Und welche Begriffe sollen deiner Meinung nach nicht verwendet werden und welche
212 Begriffe bevorzugst du persönlich?

213 **B:** Also wie gesagt, das ist ein wenig kompliziert. Man muss sich vor allem als Journalist
214 auseinandersetzen, weil es ist ein Unterschied, ob man sagt Menschen mit Behinderung. Das
215 bevorzuge ich, weil es die Behinderung attribuiert und den Menschen in den Vordergrund
216 stellt. Dann gibt es aber im englischen Sprachgebrauch das, wenn man sagt behinderte
217 Menschen, das wirkt im Deutschen nicht so gut wie im Englischen, ist folgendes damit
218 gemeint. Da steht nämlich das soziale Modell mit Behinderung dahinter, das sagt: ‚Wenn man

219 behindert ist, dann ist man nicht behindert, weil der Körper nicht in Ordnung ist, sondern man
220 ist behindert, weil man diskriminiert wird.‘ Und deswegen sagt man im Englischen häufig
221 disabled people, kann man auch sagen. Aber dass man da meint, dass man in Deutschland das
222 nicht so gut kennt, da dieses Modell sich immer noch nicht so durchgesetzt hat, bevorzuge ich
223 den Begriff Mensch mit Behinderung. Was man nicht nehmen sollte, ist nur Behinderte. ‚Die
224 Behinderten‘ oder so finde ich nicht in Ordnung. Oder natürlich Menschen mit
225 Lernschwierigkeiten zum Beispiel bevorzugen statt geistiger Behinderung den Begriff
226 Menschen mit Lernschwierigkeiten. Wenn man im medizinischen Kontext redet, ist aber
227 Lernschwierigkeiten schon wieder eine eigene Begrifflichkeit, die medizinisch verwendet
228 wird. Daher wird im medizinischen Kontext oft noch der Begriff geistig behindert verwendet,
229 was ich natürlich verstehen kann, dass die Betroffenen das als sehr demütigend wahrnehmen.
230 Klar, weil der Geist kann nicht behindert sein. Man lernt einfach nur anders oder langsamer.
231 Nicht jeder kann alles, ist doch völlig normal. Und deshalb sollte man, auch wenn man im
232 öffentlichen Sprachgebrauch ist, Menschen mit Lernschwierigkeiten sagen, finde ich. Aber
233 man sollte auch die Gruppierung fragen, was für sie in Ordnung ist. Bei Gehörlosen zum
234 Beispiel ist der Fall, dass man nicht mehr taub sagt, oder taubstumm ist ganz verpönt, weil die
235 Menschen haben ja eine eigene Sprache, die Gebärdensprache. Also sind sie weder stumm
236 noch taub. Taub ist so ein altes Wort. Man könnte sagen Gebärdensprachnutzer oder
237 gehörlose Menschen. Oder Menschen mit Hörbehinderung oder blinde und sehbehinderte
238 Menschen. Ja.

239 **I:** Du hast vorher eh schon eine angesprochen, aber es gibt ja auch mehrere Redewendungen
240 in Bezug auf Menschen, die eine Behinderung haben. Gibt es da welche, die du nicht
241 angemessen findest?

242 **B:** Wie gesagt an einer Behinderung leiden. Also an einer Behinderung leiden, oder noch
243 typisch an den Rollstuhl gefesselt sein. (..) Geisteskrank. Oder was könnte denn noch so eine
244 sein? Es ist einfach ein Unterschied, ob man sagt: (..) ‚Herr Meier wird gefüttert‘, macht das
245 ein anderes Bild, als wenn man sagt: ‚Herr Meier bekommt Assistenz beim Essen.‘ Man sagt
246 Herr Meier wird gefüttert, dann wirkt Herr Meier wie ein kleines Baby, das gefüttert wird.
247 Wenn man sagt: ‚Herr Meier bekommt Assistenz beim Essen‘, dann ist Herr Meier jemand,
248 der Assistenz beim Essen bekommt. Das wirkt halt dann ganz unterschiedlich.

249 **I:** Ja.

250 **B:** Es ist auch schon mit der sprachlichen Formulierung, dass persönliche Assistenz was
251 anderes als Pfleger oder Betreuer ist, das ist ganz wichtig, weil wir brauchen keine Betreuung.
252 Betreuung ist, wenn man wirklich nicht selbst entscheiden kann, aus irgendwelchen Gründen
253 und angeleitet werden muss. Das muss man nicht. Also finde ich, in dem Fall den Begriff
254 Assistenz besser, weil Assistenz eindeutig keine Betreuung ist. Bei Assistenz ist es so, dass
255 wir eben sagen, was gemacht wird und dass wir die Verantwortung haben. Pfleger ist es auch
256 nicht. Wenn man natürlich ein Pfleger ist im Sinne von einem Krankenpfleger, ist man
257 natürlich ein Pfleger. Gegen das Wort ist auch nichts einzuwenden. Aber Betreuung? Ich hätte
258 auch lieber, wenn es tatsächlich Betreuungspersonen sind, dass man vielleicht sagt
259 Unterstützungspersonen statt Betreuungspersonen. Selbst wenn es keine persönlichen
260 Assistenten sind. Weil wenn man im Zusammenhang von Erwachsenen von Betreuung redet,
261 dann wirkt das, dann nimmt ihnen das irgendwie die Selbstständigkeit und das Erwachsensein
262 weg. Weil wenn man betreut werden muss, selbst wenn man angeleitet werden müsste aus
263 irgendwelchen Gründen finde ich den Begriff Unterstützung besser.

264 **I:** Mhm. Okay, nächste Frage. Hast du im Laufe deines Lebens Veränderungen in Bezug auf
265 den sprachlichen Umgang mit Menschen mit Behinderungen wahrgenommen? Und wie hat
266 sich der allgemeine Diskurs von Menschen mit einer Behinderung deiner Wahrnehmung nach
267 in der Gesellschaft entwickelt?

268 **B:** Es ist jetzt schon so, dass, also ich bin in den 80ern und 90ern groß geworden, da war die
269 Inklusion, eigentlich die Integration, man kann noch nicht mal von Inklusion sprechen, noch
270 ganz am Anfang. Also da ging es noch wirklich darum, wo es jetzt leider immer noch darum
271 geht, dass wirklich darum gestritten werden musste, dass behinderte Menschen in die Schule
272 und wenn möglich in eine integrative Schule gehen müssen. Sogar heute ist der Diskurs noch
273 aktuell. Ich habe das so miterlebt, dass man sich ganz oft beweisen musste zu meiner
274 Schulzeit, dass immer wieder in Frage gestellt wurde: ‚Kannst du das? Musst du das
275 überhaupt können?‘ Zum Beispiel, wenn meine Mutter nicht so eingeschritten wäre, hätte ich
276 den ASO-Lehrplan bekommen oder hätte Zierzeilen gemalt, während die anderen schon
277 geschrieben haben. Das ist extrem schädlich, weil das wirft einen zurück und dann muss man
278 selber viel mehr lernen, als man es eigentlich müsste. Aber es war halt sehr viel, dass man
279 immer wieder beweisen musste man hat zwar eine Behinderung, aber man kann trotzdem was
280 leisten. (..) Also ich habe mich zumindest so gefühlt, dass man ständig das beweisen musste.
281 ‚Sie muss eh nicht höhere Mathematik können, weil sie wird es wahrscheinlich eh nie
282 brauchen.‘ Also ich weiß nicht, ob das wortwörtlich so gesagt wurde, aber das war so der Ton

283 der einen Lehrerin. ‚Sie muss das eh nicht können, weil sie wahrscheinlich das eh niemals
284 brauchen wird, weil sie niemals irgendwas in der Form erreichen wird und wahrscheinlich eh
285 dann in einer Werkstätte landet, oder was weiß ich.‘ Und das finde ich halt extrem, wenn man
286 sich nicht anschaut, was die Kinder können, sondern von vornherein schon gewissen Kindern
287 unterstellt, die unterrichte ich so und so, weil sie das eh nicht brauchen. Und selbst wenn mir
288 Dinge schwer fallen, dann gottverdammt fallen mir Dinge halt schwer. Andere haben Dinge
289 auch schwer gelernt. Müssen Sie deswegen nicht lernen? Nein, das gehört dazu, dass man
290 sich Dinge erarbeiten muss oder dass Dinge so aufbereitet wurden, dass man sie leichter
291 erarbeiten kann. Und nur weil ich nicht gern Mathematik Hausaufgaben mache, heißt das
292 nicht, dass ich sie nicht machen muss, weil ich sowieso behindert bin, weil ich das nicht
293 brauche. Und anderen fallen auch Dinge schwer, aber das ist halt das Leben (Lachen). Und
294 dann muss man sich als Lehrer überlegen: Wie vermittelt man Dinge gescheit? Es kann nicht
295 die Lösung sein, dass sie dann einfach nichts machen, weil das ist dann keine Bildung. Wenn
296 du dann immer auf so einem Niveau dahin tust. Was hilft es dir, wenn du ein normschönes O
297 malen kannst und die anderen aber schon ganze Minigeschichten schreiben. Es bringt dir
298 nichts, es bringt dir absolut nichts. Und dieses, dieses Verarschen, diese Halbbildung oder das
299 bringt mir überhaupt nichts. Dann sollen sie einen gleich nicht in die Schule schicken. Wenn
300 sie das nicht ernst nehmen und nicht versuchen, dass sie einen halbwegs an ein
301 Leistungsniveau heranbringen, wo man in der Gesellschaft auch bestehen kann. Klar, nicht
302 jeder von uns wird jetzt ein Studium machen, ist ja völlig unwichtig. Aber jeder von uns –
303 und ich spreche da jetzt nicht von Kindern, die basal gefördert werden müssen, die quasi im
304 Wachkoma liegen. Die werden jetzt keine Texte schreiben. Es ist trotzdem wichtig, dass sie
305 dabei sind. Aber bei anderen Kindern, da hat die Schule die Verpflichtung, jedes Kind so weit
306 vorzubereiten aufs Leben, dass sie irgendwas sich erarbeiten können. Nicht jeder muss
307 Professor auf der Uni werden, wie auch nicht jeder Nichtbehinderte. Aber jeder muss einen
308 Grundstock an Wissen kriegen, mit dem man halbwegs in der Gesellschaft überleben kann.
309 Und wenn man die Leute immer in Schutz nimmt oder dieses in Schutz nehmen als Ausrede
310 benutzt, um sich nicht drum kümmern zu müssen, dass sie halbwegs ein Leistungsniveau
311 kriegen, dann schadet man diesen Menschen massiv, weil dann trägt man sie ins Abseits und
312 dann sitzen sie irgendwann da, haben nichts gelernt, sind abhängig von Bezugspersonen oder
313 Eltern. Und was ist dann, wenn die Bezugspersonen tot sind? Dann landen sie in
314 irgendwelchen Einrichtungen, falls sie sich das noch organisieren können, weil wenn du
315 Personen immer unselbständig hältst, weil du dich nicht mit ihnen auseinandersetzen willst,
316 weil du nicht bereit bist, mehr Arbeit zu investieren, dann werden sie es nie lernen. Viele

317 argumentieren auch: ‚Die leidet ja dann, wenn sie vermehrt arbeiten muss.‘ Dann ist das halt
318 so, man kann die behinderten Menschen vor der Leistung nicht verstecken, man muss sie
319 ihnen zugänglich machen. Ich weiß nicht, ob ich das richtig rüberbringe. (...) Es bringt nichts,
320 wenn man behinderte Menschen vor dem Leben in Schutz nimmt. Das heißt nicht, dass man
321 ihnen nicht Mittel in die Hand geben darf, sich Dinge besser zu erarbeiten. Mehr Zeit ist klar,
322 das heißt das nicht. Wenn man sagt, die brauchen das eh nicht oder lassen wir es lieber ganz,
323 weil sie arbeiten das nicht gerne, weil sie dann immer Enttäuschung erleben, weil sie immer
324 erleben, dass sie das nicht gleich können, das gehört dann halt dazu. So grausam es ist, aber es
325 gehört dazu. Es muss jeder einen Grundstock in die Hand kriegen, halbwegs selbstständig zu
326 werden. Und wenn du denen nicht und nichts bebringst oder nicht und nicht oder alles für sie
327 erledigst, dann wirst du irgendwann Menschen haben, die überhaupt nicht – jetzt sage ich
328 was ganz Böses – die überhaupt nicht in der Gesellschaft bestehen können und die sich dann
329 natürlich auch mit Freude in die exklusiven Strukturen begeben, weil sie natürlich nicht
330 anders überleben können. Und das ist traurig, weil du könntest viel mehr aus den Menschen
331 rausholen, wenn du dich vernünftig mit ihnen beschäftigen würdest. Und das war zu meiner
332 Zeit noch ganz am Anfang, dass man sagt: ‚Naja, was hat das überhaupt für einen Sinn, wenn
333 man der das und das bebringt? Die wird das eh nicht brauchen.‘ Weil man halt so fixe Bilder
334 im Kopf hat, was mit Menschen mit Behinderung in der Zukunft passiert. Und auch jetzt gibt
335 es Kinder, die immer wieder durch den Rost fallen. Leider. Also die Kinder wie ich haben es
336 noch relativ leicht. Die können gut reden. Die, die verhalten sich sagen wir mal, wie es von
337 der Gesellschaft erwartet wird oder können sich ein bisschen besser anpassen. Kinder, die
338 sich halt aufgrund von Verhalten schwerer anpassen können oder aufgrund von
339 Wahrnehmungsstörungen schwerer anpassen können, die fallen immer noch weitgehend
340 durch den Rost. Weil es den Leuten oft zu anstrengend ist, die wirklich herzunehmen und zu
341 schauen, was sie können. (..) Ja.

342 **I:** Okay. (..) Ich habe ein Zitat mitgenommen.

343 **B:** Ja.

344 **I:** Da gebe ich dir kurz Zeit, dass du dir das durchliest. (...) Siehst du das so? (6)

345 **B:** Das verstehe ich. Also das bringt mich auf etwas sehr Wichtiges. Ich halte überhaupt
346 nichts davon, den Begriff Behinderung zu umschreiben. Wie Menschen mit besonderen
347 Bedürfnissen. Das, finde ich, ist so einer der schlimmsten Begriffe, die sich eingeschlichen

348 haben, weil das impliziert, dass die Bedürfnisse, die wir haben, besonders sind. Aber die
349 meisten von uns haben einfach nur das Bedürfnis, normal zu leben mit normalen
350 Lebenszielen. Das ist nichts Besonderes. Und wenn du den Begriff Behinderung verschweigst
351 oder tabuisiert, dann machst du aus ihm etwas Böses. Deswegen ist dieses Zitat sehr gut, weil
352 ich habe halt eine Behinderung und das ist halt, (..) das ist für mich normal. Und es ist auch in
353 Ordnung, eine Behinderung zu haben. Es mag manchmal schwer sein, manchmal kann man
354 daraus auch gewisse Vorteile haben. Aber es ist einfach da. Man sagt auch nicht Ich darf nicht
355 sagen, dass du – da nehme ich dich als Beispiel – ‚ein blaues und braunes Auge hast‘, weil
356 dich das beleidigen könnte, sondern es ist halt einfach da. Wozu macht man daraus eine
357 Geschichte.

358 **I:** Würdest du aber zustimmen, dass der Begriff Behinderung neutral zu sehen ist?

359 **B:** Es ist schwierig. Also für mich ist er neutral, weil er also für mich persönlich, weil ich
360 schäme mich für meine Behinderung nicht. Ich habe auch eine Behinderung. Ich würde das
361 nicht wegdiskutieren, weil ich kann nicht aufstehen und laufen. Ich weiß nicht, ob er für die
362 Gesellschaft neutral ist, weil er immer noch sehr stark mit diesen Bildern verknüpft ist. Aber
363 für mich als selbst Betroffene ist er völlig neutral. Es ist so, als wenn man sagt: ‚Ich habe
364 braune Augen‘ oder sowas. Ich stehe auch einfach dazu. Ich finde auch diese Denkweise
365 falsch. Man, man muss sich nicht jeden Tag mit der Behinderung wohlfühlen. Es gab zu
366 Anfang der Behindertenbewegung eine Tendenz, wenn Leute gesagt haben: ‚Mir geht es nicht
367 immer gut mit meinem Körper‘, dass dann gleich gesagt wurde: ‚Die sozialen Faktoren sind
368 viel, viel schlimmer.‘ Nein, man kann ruhig sagen, dass sich auch mal die Behinderung nicht
369 gut anfühlt. Also nicht – das ist jetzt ein Unterschied – man leidet jeden Tag, sondern es fühlt
370 sich manchmal nicht gut an, nicht alles zu können. Es fühlt sich manchmal nicht gut an, nicht
371 so fit zu sein. Das heißt nicht, dass ich nicht gerne lebe. Das heißt nicht, dass ich nicht total
372 super Dinge erreicht habe, die ich vielleicht ohne die Behinderung nicht erreicht hätte. (..) Ich
373 sage, vielleicht wäre ich ohne Behinderung schon schwanger und würde mit Kindern
374 festsitzen (Lachen). Weiß man nicht. (..). Die heutige Gesellschaft hat die Erwartung an sich
375 selbst, man muss sich jeden Tag super mit sich selbst fühlen. Man darf nicht mehr sagen, dass
376 sich dick sein manchmal blöd anfühlt, weil man diesen Body Positivity Diskurs hat, habe ich
377 neulich im Fernsehen gesehen. Das ist ja so ein ähnliches Thema. Ein Arzt darf jetzt nicht
378 mehr sagen, dass ein gewisses Gewicht vielleicht gesundheitsschädlich sein kann. Und das,
379 finde ich, ist eine Lächerlichkeit. Wenn ich mich nicht um meine Behinderung kümmere,
380 kann auch das vermehrt Gesundheitsschäden verursachen. Das heißt nicht, dass meine

381 Behinderung scheiße ist. Das heißt, dass ich gewisse Dinge erarbeiten muss. Und man kann
382 auch sagen, dass sich dick sein oder behindert sein nicht jeden Tag spitze anfühlt. Das hat
383 nichts damit zu tun, dass man sich selbst hasst. Es ist einfach normal. Man kann sich nicht
384 jeden Tag spitze fühlen. Man muss sich mehrheitlich sehr gut fühlen und mit sich selbst im
385 Reinen fühlen. Aber man kann diese Erwartungen der Gesellschaft, es muss alles sich gut
386 anfühlen, alles akzeptiert werden, nicht erfüllen. (..) Man muss auch akzeptieren, wenn sich
387 Leute nicht immer wohl damit fühlen. Was nicht heißt, dass das dann generell total nicht
388 lebenswert ist. Aber es bringt schon einige Tücken mit sich. Es bringt einige Vorteile mit sich,
389 aber auch einige Tücken, die, die ständige Abhängigkeit von anderen Leuten ist, würde ich
390 sagen das Stärkste, was mir auch am meisten Angst macht. Was ist, wenn meine Eltern nicht
391 mehr da sind? Das sind alles Ängste, die glaube ich sehr viele von uns teilen. Und da sind halt
392 die Schattenseiten der Behinderung. Das haben andere Menschen nicht. Also nicht in dem
393 Ausmaß. Vielleicht haben sie auch andere Abhängigkeiten. Das möchte ich nicht bestreiten,
394 aber nicht so essenziell, wie es viele von uns erleben. Und natürlich fühlt sich nicht jeder
395 Aspekt der Behinderung gut an, dieser Aspekt vor allem nicht. Aber das ist doch in Ordnung
396 so! Das heißt ja nicht, dass man nicht damit leben kann. Man kann trotzdem damit leben. Man
397 wird vielleicht widerstandsfähiger, weil man sich viel früher mit Dingen auseinandersetzen
398 muss, mit denen sich andere nicht auseinandersetzen müssen. Man schmeißt – also zumindest
399 geht es mir so – man schmeißt die Dinge nicht einfach hin, wenn man sich die Dinge viel, viel
400 mehr erarbeiten muss, schmeißt man sie nicht einfach hin. Wenn einem abgesprochen wird
401 am Anfang, dass man die Schule schafft, schmeißt man nicht einfach so die Ausbildung hin.
402 Arbeit ist einem vielleicht nicht so egal, weil man viel schwerer Arbeit findet. Und das macht
403 einen auch vielleicht stärker als andere Personen oder zielstrebig. Ich spreche jetzt auch nur
404 von mir, nicht von allen. Es gibt auch genug Behinderte, die sich auf den Behindertenstatus
405 ein bisschen zurückziehen oder vielleicht nicht gelernt haben, sich durchzusetzen. Auch das
406 ist in Ordnung. Für diese Personengruppe kann ich nicht sprechen, aber es kann auch Vorteile
407 bringen, dass man stärker wird, weil man einfach sich Dinge erarbeiten muss, weil man
408 einfach dadurch, dass man Assistenz hat, muss man auf andere achten. (...) Ja.

409 **I:** Glaubst du, dass Sprachgebote und Verbote in Bezug auf Menschen mit Behinderungen
410 sinnvoll wären?

411 **B:** Wenn es um so Dinge geht wie Krüppel oder Idiot? Natürlich sind die aus dem
412 Sprachgebrauch weg, aber ich würde sagen, Verbote und Gebote sind immer schwierig. Wenn
413 jetzt bei einem Bild, das der Indianer heißt, ich benutze jetzt einfach mal das Wort, ein

414 Disclaimer drunter kommt: ‚Eigentlich dürfen wir das Bild so nicht mehr nennen, das ist ein
415 Bild, was im 18. Jahrhundert gemalt wurde.‘ Es ist gut, wenn man den Diskurs anregt.
416 Verbote (...) natürlich, wirklich beleidigende Worte wie ‚du Idiot‘ oder ‚du Krüppel‘ oder
417 was weiß ich. Natürlich. Das ist ganz klar. (..) Das N-Wort ist auch nicht mehr in Ordnung.
418 Natürlich nicht. Aber natürlich ist es ein Unterschied, wenn ich, wenn ich einen Film über
419 Sklaverei mache. Und du darfst das Wort nicht mehr sagen, dann. (..) Ist es irgendwie so ein
420 zwiespältiges Schwert. Ich komme aus einer Zeit, wo man als Kinderlied noch hatte, zehn
421 kleine N.... Natürlich wird dieses Lied heute nicht mehr gesungen. Aus gutem Grund. Aber
422 es ist dann auch so eine Überspanntheit der Political Correctness. Nicht, dass ich dagegen bin,
423 aber wenn dann gesagt wird, wenn sich nur mehr darauf aufgehängt wird, hast du jetzt das
424 richtige Pronomen verwendet, muss jetzt bei Huckleberry Finn ein seitenlanger Disclaimer
425 her, dass da das Wort Schwarzer drin vorkommt? Oder es kann ja ein Vorwort geben, wo das
426 kurz beschrieben wird, aber wenn es dann darum geht, darf ich das dann überhaupt noch
427 lesen? Es könnte auch die Frage sein bei uns mit Heidi, das ist kein zeitgemäßes Bild von
428 Bildung. Und trotzdem klar darfst du Heidi noch lesen, ich finde schon. Du könntest das als
429 Diskurs verwenden, wenn du jetzt gewisse Dinge verbietest, weil du Angst vor ihnen hast.
430 Klar, wenn es wirklich rassistisch hochgradig rassistische Dinge sind und in der heutigen Zeit
431 verfasste rassistische Dinge, man muss auch immer unterscheiden, in welchem Kontext ist das
432 passiert? Natürlich würde man, wenn jetzt jemand ein Buch schreiben würde wie Heidi,
433 würde man diese Bilder nicht mehr verwenden von der naiven Bergbevölkerung oder von,
434 von der Klara vielleicht, dann würde man das neu auflegen. Aber das heißt nicht, dass man es
435 nicht in dem zeitlichen Kontext nochmal lesen darf. Ich halte nichts davon, wenn man diese
436 Dinge beendet. Es sei denn es sind wirklich hochgradig rassistische Dinge, die, die jemanden
437 beleidigen oder sonst was. Ich halte nichts von Verboten. Verbot ist schwierig. Natürlich. (...)
438 Verbot, ob das überhaupt was bringt? Wie würde man die dann an den Mann bringen?
439 Natürlich, wenn du in der Öffentlichkeit arbeitest, dass du dich als Journalist oder als jemand,
440 der Texte verfasst oder jemand, der Bücher verfasst, damit auseinandersetzen musst oder
441 musst (..) oder damit auseinandersetzen solltest, dass du, wenn du etwas schreibst, egal was
442 das ist, es muss ja nicht nur ein Wort sein, es kann auch ein sprachliches Bild sein, damit
443 etwas auslöst. (..) Egal, was das jetzt ist, auch wenn du versuchst etwas positiv darzustellen.
444 Du hast immer, wenn du etwas schreibst oder wenn du etwas öffentlich sagst, wenn du etwas
445 in einem Forum sagst, hast du eine Verantwortung. Wenn du jetzt zu Hause mit Freunden
446 redest, das kann man nicht – Gott sei Dank – auch nicht kontrollieren. Aber wenn du etwas
447 öffentlich machst, sei das jetzt in einem Chatroom oder wenn du wissenschaftliche Arbeiten

448 schreibst, dann musst du dir bewusst sein, dass alles, was du schreibst, alles was du sagst, eine
449 bestimmte Wirkung hat. Und dann musst du stärker darüber nachdenken, was für eine
450 Wirkung hat das? (4)

451 **I:** Braucht es deiner Meinung nach anstelle von dem Begriff Behinderung eine andere
452 Begrifflichkeit?

453 **B:** Nein. Habe ich vorher schon erläutert. Ich finde der Begriff Behinderung ist nichts
454 Schlimmes. Man kann sich überlegen, wie man – die Behinderten würde ich nicht mehr
455 schreiben, weil es gibt nicht die Behinderten. Jeder Mensch mit Behinderung ist einfach ein
456 Mensch, der eine Behinderung hat. Und jeder Mensch ist anders. Das habe ich neulich erlebt.
457 Da war ich in einem, habe ich einen Vortrag gehalten und jemand fragt mich: ‚Was haben Sie
458 als Kind gespielt?‘ Und ich hab nur geantwortet: ‚Warum?‘ ‚Naja, wir müssen uns
459 Spielprogramme für Kinder mit Behinderung überlegen.‘ Sage ich: ‚A, ich bin kein Kind und
460 b nicht jedes Kind mit Behinderung spielt dasselbe.‘ Also man muss sich einfach
461 bewusstwerden, dass man da nichts pauschalisieren kann. Selbst wenn jemand haargenau
462 dieselbe Behinderung hätte wie ich, dann ist das ein anderer Mensch. Durch seine Erfahrung,
463 durch das, was er mitbekommen hat, durch seine Lebenssituation. Und das muss man sehen.
464 Man muss den Menschen als Ganzes begreifen. Natürlich beeinflusst die Behinderung mehr
465 oder weniger auch einen Teil der Persönlichkeitsbildung. Aber es macht nicht alles aus. Und
466 jeder Mensch mit Behinderung, auch wenn er eine ähnliche Situation hat, ist anders, wie wir
467 alle anders sind.

468 **I:** Ja, okay, letzte Frage. Gibt es noch irgendwas, was wir nicht besprochen haben, das du
469 gerne noch zu dem Thema sagen würdest?

470 **B:** Also einfach ganz wichtig ist, was ich schon gesagt habe, ich möchte es noch einmal
471 betonen, dass wenn man Texte schreibt oder wenn man öffentlich etwas sagt, oder wenn man
472 einen Kommentar verfasst, dass sich einfach in der Gesellschaft ein Bewusstsein dafür
473 hergestellt wird, dass man mit Sprache und dabei geht es nicht nur um Behinderung, sondern
474 da geht es um Beschreibung von Minderheiten und Beschreibung von Sachverhalten. Was für
475 eine Auswirkung hat das, wenn ich so oder schreibe? Auch, wenn ich etwas scheinbar sehr
476 Positives schreibe. Was für eine Auswirkung hat das? Was für eine Auswirkung hat das? Da
477 hat man einfach immer die Verantwortung, wenn man öffentlich etwas schreibt und das gilt
478 nicht nur für professionelle Journalisten, das gilt auch, wenn ich einen Blog habe oder einfach

479 nur, wenn ich etwas poste. Was hat das für eine Auswirkung? (..) Und wenn man halt über
480 Menschen mit Behinderung schreibt, dass man auch, dass man einfach sie fragt. Also wenn
481 man etwas, dass man nicht einfach so das hat man in der Heilpädagogik immer noch, dass
482 man so die Perspektive der Betroffenen außen vor lässt, obwohl es eigentlich um sie geht.
483 Dass man einfach, wenn man vor allem mit Menschen mit Behinderungen oder Menschen mit
484 anderer Psyche oder Menschen mit einer anderen Wahrnehmung arbeitet, dass das in den
485 Ausbildungen dieser Menschen nicht vergessen wird, dass die Perspektive der Betroffenen
486 mit einzubeziehen ist. So kommt es auch zu keinen falschen Bildern über Behinderungen.
487 Gerade in der Szene gibt es noch sehr viele Fallen. Und das wäre nicht, wenn man, wenn man
488 Behinderte, wenn man zum Beispiel die Selbstbestimmt Leben Bewegung zumindest einmal
489 in einer Ringvorlesung zu Wort kommen ließe. (...) Ja.

490 **I:** Super. Dann sind wir am Ende. Vielen Dank

10.2.3 Max

1 **I:** Wie hast du den allgemeinen und sprachlichen Umgang mit deiner Behinderung während
2 deiner Schulzeit erlebt? Kannst du dich noch an bestimmte Vorfälle erinnern?

3 **B:** Okay da muss ich ein bisschen ausholen. Ich weiß nicht ist es relevant, welche Art von
4 Schule ich besucht habe?

5 **I:** Nein, eigentlich nicht.

6 **B:** Nein. Ich meine, ob das jetzt eine Integrationsschule war oder irgendsowas.

7 **I:** Warst du denn in einer Integrationsschule?

8 **B:** Nein, ich war in einer ganz normalen Volksschule und AHS. Ähm (6). Ehrlich gesagt, kannst
9 du mir nochmal die Frage stellen? Ich wüsste jetzt nicht wie ich sie beantworten soll.

10 **I:** Wie war damals der Umgang mit deiner Behinderung? Und vor allem sprachlich? Sind da
11 irgendwelche Bezeichnungen verwendet worden, die dich damals gekränkt haben? Oder findest
12 du, dass das ein sehr professioneller Umgang war mit dem Thema, ein für dich angenehmer?

13 **B:** Mit wem meinst du jetzt? Weil, wenn du sagst professionell zwischen wem jetzt? Weil unter
14 den Schülerinnen ist es ja nicht professionell.

- 15 **I:** Wahrscheinlich auf professioneller Ebene eher die Lehrpersonen.
- 16 **B:** Und du redest jetzt von welchem Alter ungefähr? Also ein Volksschüler oder was?
- 17 **I:** Die komplette Schullaufbahn.
- 18 **B:** Tut mir leid. Also, da kann ich dir wenig antworten, weil das war eigentlich nicht so ein
19 Thema bei mir. Ich war (..) meistens eigentlich die einzige Person, die sich daran erinnert und
20 dann später nicht. Aber das war eine Schule mit 1000 Schülern und da gab es vielleicht vier
21 oder fünf Kinder mit Behinderungen, also ja. (..) Das war eigentlich nie wirklich Thema. Also
22 ich habe mich ganz normal im Klassenverbund eingebunden. Also ja, vom Sprachlichen her
23 fällt mir jetzt leider nichts ein.
- 24 **I:** Passt schon, ist ja eigentlich eh sehr erfreulich, dass das bei dir so gut geklappt hat.
- 25 **B:** Ich meine jetzt nur in Bezug auf irgendwas Besonderes, also sprachliche Sachen.
- 26 **I:** Mhm. Ja. Ja. (..) Also bei uns war es halt nie Thema, weil nie jemand da war. Aber es waren
27 schon so Vorfälle, dass dann gesagt worden ist, so ‚bist du behindert‘ oder solche Dinge.
- 28 **B:** Ach so, ja, das war halt das. Ja, das gab es natürlich, ja.
- 29 **I:** Aber das hat dich nicht näher getriggert oder verletzt oder so?
- 30 **B:** Mhm. Nein.
- 31 **I:** Okay. Gut. Eigentlich gleiche Frage. Nur anderer Lebensbereich. Wie ist es in deinem
32 Berufsleben?
- 33 **B:** Okay. Mhm. (...) Kannst du es noch näher spezifizieren? Also /.
- 34 **I:** Mhm. Ja. Ja. In deinem Fall ist es ja so, dass du eigentlich in einer Branche arbeitest, wo es
35 ja genau um das geht. Aber ich glaube, du hast ja ab und zu Interviews oder derartige Dinge.
36 Und hattest du da schon zum Beispiel Situationen, wo du dir gedacht hast okay, was, wie redet
37 die Person eigentlich mit mir? Hat die keine Ahnung von dem, was sie da jetzt sagt oder so?

38 **B:** Das gab es sicherlich. Ja. (...) Es gibt verschiedene (...) Zugänge einerseits zum Sprachlichen
39 /. Klar, es gibt ja diese personenzentrierte oder medizinisch zentrierte Herangehensweise an
40 Sprachverwendung. Aber sehr viel hängt einfach davon ab, aus welchem Umfeld die auch
41 kommen und wann sie Kontakt zu behinderten Menschen hatten oder nicht. Ich kann das jetzt
42 aber nicht so sagen, dass mich irgendwas besonders getriggert hätte. Ich bin auch nicht die
43 Person, die das so triggert. Meistens ignoriere ich das ja. Außer es ist halt von einer Person, die
44 mir nahesteht. Aber ansonsten ist mir eigentlich relativ egal.

45 **I:** Und das löst dann auch in dir irgendwie kein unangenehmes Gefühl aus oder so? Also du
46 kannst es da voll abgrenzen von dir?

47 **B:** Ja.

48 **I:** Okay, gut. Und dann letzter Aspekt. Wie ist es in deiner Freizeit? Gibt es da irgendwie Orte,
49 Situationen, wo du dir denkst, da gibt es irgendwie besonders oft unangenehme Situationen?
50 Vor allem aber im sprachlichen Umgang. Weil es ist ja schon so in unserer Gesellschaft, dass
51 das, dass viele Menschen einfach überhaupt keinen Umgang haben, irgendwie so gefühlt mit
52 Leuten, die eine Behinderung haben. Genau. Und da wäre halt die Frage, ob dir da, ob du da
53 schon Dinge erlebt hast, in deiner Freizeit.

54 **B:** Ja ich hab schon Sachen erlebt, aber es ist eigentlich so, das sind die Ausreißer. Ja, aber so
55 generell eigentlich nicht. Wenn ich jetzt in der näheren Zeit spreche. Natürlich gibt es da
56 irgendwelche Personen, die ich auf irgendwelchen Veranstaltungen treffe, die unsicher sind im
57 Umgang oder so, verwenden das Wort Handicap oder Menschen mit besonderen Bedürfnissen.
58 Aber ich weiß nicht, was fällt mir noch ein? (...) Ja, andere ärgere Wörter werden nicht mehr
59 verwendet heutzutage (Lachen).

60 **I:** Ja, zum Glück.

61 **B:** Aber dann gibt es Ausreißer wie, (..) da war ich mal in einem Lokal. Das war so ein Szene-
62 Lokal am Abend auch nicht allzu spät es war gegen sieben oder acht sagen wir mal. Es war ein
63 Speiserestaurant, also kein Club oder so, und ich war dort mit Freunden und hab halt gegessen.
64 Und dann kommt einer, der hatte schon ein bisschen mehr getrunken und der war eh nett und
65 so und keine Ahnung, der wollte uns dann irgendwie zu seiner Hochzeit einladen. Keine
66 Ahnung. Auf jeden Fall. Und dann hat er gemeint: „Also wenn er im Rollstuhl sitzen würde,
67 hätte er sich schon längst erschossen.“ (Lachen) Aber da habe ich eigentlich eher drüber lachen

68 müssen, weil er schon so besoffen war (Lachen). Also ja, ich bin nicht so der Mensch, der sich
69 das so zu Herzen nimmt. Ich mein ich finde schon, dass man darauf achten sollte, wie man
70 spricht. Aber wenn das jetzt gegen mich verwendet wird oder so, dann nehme ich das wie gesagt
71 nur zu Herzen, wenn das von einer Person kommt, mit der ich entweder oft Kontakt habe oder
72 die mir nahesteht. Ja, genau.

73 **I:** Und war das so, dass du dir das nie zu Herzen genommen hast? Oder hast du gelernt, es dir
74 nicht zu Herzen zu nehmen?

75 **B:** Das kann schon sein. Ehrlich gesagt. Da ich ja von Geburt an eine Behinderung habe, zieht
76 sich das jetzt schon so lange. Da ist es schwieriger als bei einer Person, die einen Unfall hatte
77 und dann diesen Unterschied merkt von jetzt auf dann. Ja. (..) natürlich bin ich - das ist jetzt ein
78 bisschen ein anderes Thema - in meiner Kindheit und Jugend anders mit meiner Behinderung
79 umgegangen als jetzt. Aber da ging es weniger darum, jetzt um die Worte, die man verwendet
80 hat, sondern eher um den Umgang. Ja, genau.

81 **I:** Okay.

82 **B:** Ich habe das Gefühl irgendwie meine Antworten sind nicht so hilfreich. (Lachen)

83 **I:** Doch, doch, doch. (..) Dann wäre noch die Frage, ob dir jetzt in Bezug auf die geschriebene
84 Sprache, die ja in der digitalisierten Welt sehr präsent ist, ob dir da irgendwelche Vorfälle
85 einfallen, wo du denkst: ‚Oh Gott warum gibt es das in der heutigen Zeit noch?‘ Entweder auf
86 Plakaten oder irgendwelche Posts oder Ähnliches. Irgendwie alles, was man so in geschriebener
87 Form sieht.

88 **B:** Naja, es gibt halt manchmal so Plakatwerbung, also nicht Plakatwerbung, sondern eher
89 Werbung die plakativ zeigt wie schrecklich Behinderung ist oder so, aber ja, das ist dann nicht
90 unbedingt die Sprache, die verwendet wird, sondern eher das Bild, was transportiert wird.
91 Genau.

92 **I:** Ja. (...)

93 **B:** Ja. (...) Geschriebene Sprache. (Lachen) (7) Also ich habe da jetzt keine Ahnung.

94 **I:** Okay, passt.

95 Gut. Dann kommen wir jetzt eher zu den Fragen, wo es um deine eigene Meinung, deine

96 Wahrnehmung, deine Einschätzung etc. geht. Es ist ja so, dass in den letzten Jahren die

97 Diskussion um ableistische Sprache sehr aktuell geworden ist und dass man sich eben auch die

98 Frage stellt, welche Bezeichnungen sind angebracht, welche sollte man eher nicht mehr

99 verwenden? Und die Frage ist jetzt wie stehst du diesem Diskurs gegenüber und wie erlebst du

100 ihn? Und dann schon als nächste Frage welche Begriffe sollten deiner Meinung nach nicht mehr

101 verwendet werden und welche Begriffe bevorzugst du persönlich?

102 **B:** Okay. (..) Welche Begriffe nicht mehr verwendet werden sollen. Also was mir nicht so

103 gefällt ist, dieses Menschen mit besonderen Bedürfnissen. Aber es geht eigentlich immer um

104 die gleichen Bedürfnisse. Die Frage ist nur wie können diese Bedürfnisse erfüllt werden? (..)

105 **I:** Also dich stört daran, dass die Bedürfnisse als etwas Besonderes dargestellt werden.

106 **B:** Ja, genau. Ja, dann gibt es das Wort Handicap, aber das ist auch immer seltener. Das muss

107 ich jetzt irgendwie erklären, oder?

108 **I:** Das kommt ja vom Betteln, oder?

109 **B:** Ursprünglich Ja. Genau. (..) Was fällt mir noch ein? Ja die Wörter aus der NS-Zeit brauch

110 ich jetzt nicht erwähnen, die werden eh nicht mehr so verwendet. Also die sieht man nicht mehr.

111 Es war noch ein zweiter Teil der Frage. Also ich selbst verwende (...) behinderte Menschen

112 beispielsweise, wenn ich es allgemein verwende, weil das kommt daher, dass die Umwelt mich

113 behindert oder Menschen, da gibt es unterschiedliche Sichtweisen auch unter behinderten

114 Menschen, die einen meinen so, die anderen so. Es sind halt unterschiedliche Zugänge. Ist auch

115 okay. Man kann Menschen mit Behinderung sagen ist auch relativ egal. Ich selbst nenne mich

116 immer nur Max. (Lachen)

117 Also sagen wir mal so: außerhalb meiner Arbeit hier jetzt im Büro ist es für mich eigentlich

118 kein Thema. Ich habe in meiner Freizeit außer mit meinem Bruder kaum Kontakt zu

119 behinderten Menschen. Deswegen ist es für mich kein Thema. Ich selbst habe natürlich eine

120 Behinderung, aber ich rede ja nicht über mich selbst. (Lachen)

121 **I:** Und wie findest du das allgemein, dass diese Debatte jetzt geführt wird und sich die breite

122 Gesellschaft irgendwie damit auseinandersetzt, welche Bezeichnungen da angebracht sind und

123 welche nicht?

124 **B:** Meinst du jetzt in den Medien oder gesellschaftlich?

125 **I:** Ja genau. Man hat schon das Gefühl, dass jetzt auf jeden Fall viel achtsamer mit dem Thema
126 umgegangen wird als vielleicht noch vor zehn, 20 Jahren.

127 **B:** Ja. (..) Die Verwendung von Sprache hat sich einfach geändert in den letzten Jahren. Das
128 bezieht sich jetzt nicht nur auf das Thema Behinderung. Auch genderneutrale Formulierungen,
129 wie auch immer. (..) Da gibt es jetzt verschiedene Strömungen, immer wieder also. Aber. (...) Es
130 hat sich schon sehr geändert in den letzten 20 Jahren. Das ist ein langer Zeitraum. Natürlich,
131 manche Sachen sind jetzt einfach nicht mehr so akzeptiert wie früher. Einerseits vielleicht, weil
132 auch das Thema Behinderung präsenter wurde in den Medien und die meisten Leute zumindest
133 schon mal davon gehört haben. Ja, also ich bin schon einer, der sagt, die Worte, die wir
134 verwenden, bewirken auch etwas. Genau.

135 **I:** Schön gesagt. Gut. Und dazu noch: Gibt es irgendwelche Redewendungen, die du persönlich
136 gar nicht magst? Also jetzt im Bezug auf Behinderung. Da gibt es ja ein paar. Soll ich dir mal
137 ein Beispiel nennen?

138 **B:** Ja bitte.

139 **I:** Zum Beispiel ‚an den Rollstuhl gefesselt‘ oder solche Dinge.

140 **B:** Ja, also, wenn ich das lese amüsiert es mich immer wieder. Ich denke, so antiquierte
141 Redewendungen noch vorzufinden ist lustig, aber es triggert mich nicht. Vielleicht
142 kommentiere ich es dann, wenn es jetzt online ist oder so oder melde das halt. Aber es ist jetzt
143 nicht so, dass ich mich dadurch gekränkt fühle oder irgendwas. Ich denke ‚schau dir an, die
144 Person hat eher wenig Kontakt zu behinderten Menschen‘ oder wie auch immer. Ja, was ich
145 dann auch noch so ein bisschen veraltet sehe und auch nicht mehr modern ist beispielsweise
146 taubstumm, das hört man zwar selten mittlerweile aber ja. (...) Andere Wörter brauche ich jetzt
147 gar nicht nennen, weil sie gar nicht mehr verwendet werden. Ähm (...) Jetzt tue ich mir schwer,
148 jetzt muss ich kurz nachdenken

149 **I:** Alles gut.

150 **B:** Hast du vielleicht weitere Beispiele?

151 **I:** Ja, also, noch so eine aus meiner Sicht problematische Redewendung ist, dass ‚an einer
152 Behinderung leiden‘. Das finde ich auch etwas schwierig.

153 **B:** Ja, das stimmt. Daran habe ich nicht gedacht.

154 **I:** Also die Frage habe ich eigentlich erst dazu genommen, weil es ja doch sehr aktuell ist. Ich
155 weiß nicht. Hast du das mitbekommen bei „Wetten, dass“ mit Thomas Gottschalk? Weil man
156 sollte eigentlich meinen, dass irgendwie die Leute schon so aufgeklärt sind, sowas nicht mehr
157 zu sagen. Aber wenn es sogar ein TV Moderator im Fernsehen vor einem Millionenpublikum
158 sagt, dann ist es halt irgendwie ein Beweis, dass es doch noch nicht so allen durchgedrungen
159 ist.

160 **B:** Das stimmt, da stimme ich zu. Ich sehe es ein bisschen zwiegespalten, diesen Beitrag jetzt.
161 Ich finde es unpassend. Komplett ja, aber ich nehme es nicht so ernst, weil der Thomas
162 Gottschalk schon lange peinlich ist (Lachen). Also jetzt nicht nur auf das Thema Behinderung
163 bezogen, sondern er hat immer ein bisschen sein Problem gehabt damit, Grenzen zu finden im
164 Umgang mit seinen Gästen und deswegen überrascht es mich jetzt nicht so, und er ist jetzt auch
165 am Ende seiner Laufbahn bzw. Karriere kann man sagen. Wenn das jetzt eine Person wäre, die
166 jetzt mitten im beruflichen Leben ist oder erst anfängt, dann fände ich das problematisch, dass
167 sich das dann weiterziehen wird. Aber da wächst sich das vielleicht auch aus mit der Zeit.

168 **I:** Okay, nächste Frage. So ein paar Dinge hast du vielleicht schon ein bisschen angesprochen,
169 aber die Frage ist, ob du im Laufe deines Lebens Veränderungen in Bezug auf den sprachlichen
170 Umgang mit Menschen mit Behinderungen wahrgenommen hast und wie sich deiner Meinung
171 nach der allgemeine Diskurs, wenn es um Menschen mit Behinderung geht, deiner
172 Wahrnehmung nach in der Gesellschaft verändert hat und entwickelt hat und, ob sich diese
173 Entwicklung dann eben in der Sprache widerspiegelt?

174 **B:** Also das ist einerseits die Entwicklung, das Wissen als auch die Sprache?

175 **I:** Genau.

176 **B:** Fangen wir mit der Sprache an, weil da habe ich weniger zu sagen. Früher war halt, wie du
177 gesagt hast, noch mehr verbreitet dieses ‚bist du behindert‘ oder so. Es ist so eigentlich
178 hauptsächlich so im Kinder- und Jugendbereich, sag ich jetzt mal so, bei Erwachsenen kommt
179 es sehr selten vor, weil die verwenden dann andere Wörter einfach. Nicht auf das Thema

180 Behinderung bezogen, sondern zum Schimpfen, die drücken sich da einfach anders aus oder
181 verwenden Kraftausdrücke.

182 Der Umgang mit dem Thema Behinderung war ja der zweite Teil deiner Frage. Der hat sich
183 schon geändert. Also seit meiner Kindheit und Jugend. Insofern, dass früher das Thema
184 Menschen mit Behinderungen, behinderte Menschen, Integration, Inklusion, und wie das alles
185 geheißen hat über die Zeit, sich insofern verändert hat, weil es früher nicht so ein Thema war.
186 Dadurch, dass es weniger Chancen gegeben hat der Teilhabe, hat man weniger Kontakt gehabt
187 zu behinderten Menschen. Hat in weiterer Folge auch nicht das Bedürfnis gesehen, das zu
188 machen. Beziehungsweise immer sehr stark mit dem Seelsorgecharakter, Mitleid, oder wie
189 nenne ich das jetzt am besten? Also quasi man hilft schon irgendwie und dann geht schon alles.
190 Weniger im Sinne von gleichberechtigter Teilhabe. Das hat sich geändert. (..) Ob das jetzt durch
191 die Gesetze kam oder ob durch die gesellschaftlichen Änderungen die Gesetze bedingt haben
192 (..) - ich glaube, es hat Hand in Hand gegriffen. Und heutzutage ist es, würde ich sagen, eher
193 verpönt, schon das in Frage zu stellen in der Öffentlichkeit mein ich jetzt in den Medien und so
194 weiter und so gibt es dann halt trotzdem noch so Artikel, die dann heißen: ‚Streitfrage
195 Sonderschule ist das jetzt wirklich, also ist es notwendig oder nicht?‘ Eigentlich gibt es ja
196 gesetzliche Richtlinien, dass Sonderschulen mit der Zeit auslaufen sollen oder nicht mit der
197 Zeit eigentlich jetzt schon. Und ja, es ist schon so, dass immer mehr Menschen halt merken:
198 ‚Ich habe Rechte als behinderte Person‘ oder, weil sie auch Erfahrungen mit behinderten
199 Menschen gemacht haben, wenn Sie selber keine Behinderung haben, dass sie sagen: ‚Nein das
200 ist nicht okay‘, oder wie auch immer. Also da hat sich was geändert.

201 **I:** Und findest du, dass man das auch in der Sprache wiederfindet? Diese Veränderung und
202 Entwicklung, die du gerade angesprochen hast.

203 **B:** Sagen wir also, die Sprache verändert sich. (..) Ob sich die Entwicklung bemerkbar macht,
204 das bezweifle ich, oder da bin ich nicht sicher. Es sind einfach andere Begriffe. Ja. Also.

205 **I:** Okay. Ich habe da ein Zitat mitgebracht. Ich gebe dir Zeit, dass du dir das kurz durchliest.
206 (17)

207 **B:** Ja okay. Gelesen.

208 **I:** Okay. Welche Meinung hast du zu dem Zitat und stimmst du zu, dass der Begriff
209 Behinderung neutral zu sehen ist?

210 **B:** Eine Fangfrage. (Lachen) Nein. (..) Ja. Im Großen und Ganzen ja. (..) Genau. (..) Also es
211 gibt gesellschaftlich auch immer wieder, aber vielleicht nicht gesellschaftlich, sondern von
212 bestimmten Personen so die Scheu, den Begriff Behinderung zu verwenden. Also, da rede ich
213 vor allem von nichtbehinderten Menschen. Aber es ist einfach so! Ja, also, ich sehe da jetzt,
214 wenn mich jemand behinderter Mensch oder Mensch mit Behinderung nennt, nichts
215 Abwertendes oder kritisch zu Betrachtendes. Es ist einfach eine Betrachtung. Ja.

216 **I:** Aber das heißt, für dich persönlich ist es ein neutraler Begriff?

217 **B:** Ja.

218 **I:** Okay. (...) Glaubst du, dass Sprachgebote und Verbote in Bezug auf Menschen mit
219 Behinderungen sinnvoll wären?

220 **B:** Nein.

221 **I:** Nein? Okay.

222 **B:** Ich finde es besser, mit Vorbildwirkung zu agieren. Sei es durch die Medien oder die Politik.
223 Aber Sprachverbote halte ich unabhängig vom Thema generell als sehr kritisch.

224 **I:** Und warum?

225 **B:** Warum? Weil es ein bisschen etwas hat von Denkverboten. Wie soll ich sagen, wenn ich
226 jetzt ein bisschen ausholen darf. Es gibt jetzt gerade aktuell auch in Niederösterreich das
227 Thema. Wird jetzt genderneutrale Sprache verboten oder nicht. Das, finde ich, geht in die
228 gleiche Richtung. Ja, und wenn man das jetzt auf das Thema Behinderung bezieht, dann ist es
229 das Gleiche. Von öffentlicher Seite her sollten wir mit gutem Beispiel vorangehen. Aber
230 Verbote halte ich nicht für sehr zielführend. Gibt es da nähere Beispiele dazu?

231 **I:** Ja, sicher. Ein Beispiel wäre jetzt, dass man es strafbar macht zu sagen okay, also dass jetzt
232 eine Person, die jetzt eine Behinderung hat und beleidigt wird mit ‚Du Behinderter‘ oder so,
233 dass man das zur Anzeige bringen kann und das eben strafbar ist. Und ein Beispiel für die
234 Sprachgebote wäre, dass es eine offizielle Richtlinie gibt für Leute, die sich vielleicht mit dem
235 Thema nicht so auskennen. Die Empfehlungen, wo Empfehlungen ausgesprochen werden,
236 welche Begriffe vielleicht nicht so passend angebracht sind.

237 **B:** Genau, da kenn ich jetzt besser aus, danke.

238 Es gibt beides meiner Meinung nach bereits jetzt schon. Bezüglich der Gebote gibt es da
239 teilweise für Journalistinnen so Handbücher, welche Begriffe veraltet sind, welche eher zu
240 gebrauchen sind. Und zu den Verboten, da geht es eigentlich ja mehr um so Beleidigungen und
241 so und wenn man beleidigt wird, dann kann man je nach Schwere auch eine Anzeige machen.
242 Also das ist jetzt nicht unbedingt auf ein bestimmtes Wort beschränkt, sondern da geht es dann
243 mehr darum, welche Intention damit transportiert werden soll.

244 **I:** Aber bezüglich dieses Handbuches, das ist ja weniger dann für die breite Gesellschaft,
245 sondern eher für Personen, die es dann aus speziellen beruflichen Zwecken eben brauchen
246 würden, oder?

247 **B:** Richtig. Ja, genau. Aber etwas anderes wäre dann vielleicht so eine Art Ratgeber wie
248 beispielsweise es für alle Lebenslagen so in einer Buchhandlung zu kaufen gibt. Vielleicht gibt
249 es das? Ich weiß es nicht. Ich könnte kurz mal recherchieren. Keine Ahnung, damit habe ich
250 mich nicht beschäftigt. Also diese Ratgeber werden aus meiner Sicht eher gekauft, wenn ich
251 ein aktuelles Bedürfnis habe irgendetwas zu erledigen. Sei es ‚jetzt backe ich eine Torte‘, oder
252 ‚wie funktioniert das Internet‘ oder so. Aber wie drücke ich mich jetzt aus? Ich weiß nicht,
253 wieviele Leute das wirklich kaufen würden. Vielleicht gibt es sogar. Und bezüglich der
254 Verbote. Es gibt natürlich bereits Sprechverbote ja, besonders im Wiederbetätigungsgesetz und
255 so, aber das ist sehr eingeschränkt.

256 **I:** Ja. Okay. Dann nächste Frage.

257 **B:** Ganz kurz. Warum ich nicht so viel davon halte, ist, weil man dann einfach das anders
258 ausdrückt, verklausuliert und anders damit umgeht. Also ich sehe nicht, dass das was verbessert.

259 **I:** Braucht es deiner Meinung nach einen anderen Begriff als Behinderung, weil ja manche
260 Personen ein Problem mit dem Wort haben? Und wäre das eine Lösung, da einen anderen
261 Begriff zu verwenden, um den Umstand zu beschreiben? Weil du ja das auch vorher
262 angesprochen hast, dass diese Personengruppe auch behindert wird und so glaubst du, dass man
263 das mit einem anderen Begriff besser ausdrücken könnte? Oder glaubst du, dass diese
264 Komponente vielleicht da untergeht bei einem anderen Begriff? Dass man eben von den
265 Strukturen der Gesellschaft behindert wird.

266 **B:** Ich würde es. (..) Also in einer idealen Welt würde ich sagen, man braucht das Wort gar
267 nicht, weil sich dann mehr auf die Strukturen oder die Situation jetzt bezieht und da sowieso
268 dann alle gleich behandelt werden – das wäre jetzt ein Ideal. Das ist dann in dem Sinne kein
269 Unterscheidungsmerkmal, weil das Unterscheidungsmerkmal wäre dann ja vielleicht, die
270 Person hat jetzt Probleme, etwas zu hören oder so, aber das sind ja an sich das unterteilt meiner
271 Meinung nach eigentlich dann schon wieder, dass man sagt, okay, das ist eine gewisse Gruppe
272 mit gewissen Merkmalen. Ja, ich sehe jetzt trotzdem immer noch neutral, aber ich weiß nicht,
273 ob es notwendig ist, das Wort im Alltagssprachgebrauch, wenn man von Statistik spricht und
274 Rechtanschauung, dann schon ja.

275 **I:** Also das heißt aber, dass du diese Abgrenzung für sich schon problematisch findest, dass
276 man das dann immer so herauspickt. Habe ich das jetzt richtig verstanden?

277 **B:** Ja, also wenn man es jetzt immer besonders erwähnt. (...) Ich sag mal so: Wenn ich jetzt
278 wieder auf das Ideal eingehe und da ist jetzt ein Fall einer Familie, da müssen jetzt gar nicht
279 unbedingt das Wort Behinderung verwenden, sondern eben diese spezielle Situation,
280 beispielsweise die Mutter oder der Vater. (..) Das ist gar nicht so leicht (..) ist gehörlos
281 beispielsweise. Das Wort Behinderung steckt auch schon in dem Wort Sehbehinderung drinnen.
282 Das ist ein bisschen schwierig, deswegen fällt mir gerade keine Alternative ein. Aber dass man
283 eben auf die, wie nenne ich das am besten? (...) Auch das Merkmal. Also Merkmal klingt jetzt
284 blöd. (...) Also was ich ausdrücken möchte ist, dass die Behinderung ist jetzt nicht das
285 Merkmal, sondern wie verändert es die Alltagssituation. Mir fallen jetzt gerade nicht die
286 passenden Worte ein aber eine Person, sagen wir mal eine Familie und die Eltern haben Kinder
287 im Kindergartenalter. Die müssen die Kinder eben dorthin bringen und aufgrund dessen, dass
288 ein Elternteil im Rollstuhl sitzt, oder gehörlos ist oder wie auch immer haben sie bei gewissen
289 Situationen Probleme. Darauf kann man eingehen, aber das Wort Behinderung. (..) In der
290 idealen Welt wird einfach auf die Bedürfnisse eingegangen und es ist kein Thema mehr. Sagen
291 wir so, das ist jetzt nicht ganz Beantwortung der Frage, aber ja.

292 **I:** Ja, aber glaubst du jetzt zum Beispiel, weil es gibt ja jetzt, es wurden ja jetzt dann nachdem
293 man immer von den Behinderten und so gesprochen hat, was dem Wort ja irgendwie eine
294 negative Bedeutung gegeben hat, wurden ja andere Begriffe erfunden. So, ich glaube eh
295 besondere Bedürfnisse und so, das ist ja glaube ich eher danach erst gekommen. Und glaubst
296 du, dass wenn man sich jetzt wieder einen ganz neuen Begriff überlegt, dass das dann irgendwie

297 ein schönerer, angenehmerer Umgang wäre mit dem Thema, wenn man einfach jetzt einen
298 komplett neuen Begriff sucht oder erfindet, um eben das Gleiche zu beschreiben?

299 **B:** Diese Idee nenne ich das jetzt mal, gab's durchaus schon, allerdings hat sie nie eine Mehrheit
300 gefunden, weil kein Vorteil gefunden wurde irgendwie so im Ganzen. Manche Personen haben
301 dann vorgeschlagen, dass man irgendwie das anders formuliert oder so, aber der Mehrwert hat
302 sich nie erschlossen für die Gruppe als Gesamtes. Ich glaube sowieso, dass Sprache ja ein
303 Vehikel der Zeit ist und es sicherlich neue Begriffe geben wird. Irgendwann wieder. Der Begriff
304 Behinderung wird bleiben, aber das wird fließend sein. Sprache ist Veränderung.

305 **I:** Das wäre ja schon, finde ich, ein sehr schönes Schlusswort. Aber jetzt nur so die letzte Frage:
306 Gibt es irgendetwas zu dem Thema, das dir persönlich wichtig ist, was du noch gerne sagen
307 würdest, loswerden würdest?

308 **B:** Bitte nochmal die Frage wiederholen.

309 **I:** Gibt es noch etwas, das wir noch nicht besprochen haben, dass du noch gerne zu dem Thema
310 sagen würdest?

311 **B:** Es wird manchmal durch die Sprache versucht zu transportieren, dass Menschen entweder
312 weniger wert sind oder gewisse Fähigkeiten abgestritten werden. Und das finde ich
313 problematisch, einfach aufgrund dessen, dass sie einer gewissen Gruppe an Menschen
314 zugeordnet werden, ohne individuell auf sie einzugehen.

315 **I:** Dankeschön.

10.2.4 Thea

1 **I:** Wie hast du den sprachlichen Umgang mit deiner Behinderung während deiner Schulzeit
2 erlebt? Und kannst du dich da an irgendwelche unangenehmen oder vielleicht auch
3 angenehmen Vorfälle erinnern? (12)

4 **B:** Also ich glaube, meine Behinderung wurde nie so extrem thematisiert oder hervorgehoben,
5 außer in meiner Grundschulzeit. Sonst, also ab meinem elften oder zwölften Lebensjahr oder
6 so war das eigentlich eher normal, glaube ich, dass ich im Rollstuhl unterwegs war. (...) Sonst
7 halt von Mitschülerinnen, glaube ich, war es so. (...) Wie soll ich sagen? Ich wurde jetzt nicht

8 aufgrund meiner Behinderung (...) Ab dem Zeitpunkt wurde ich, hatte ich nicht das Gefühl,
9 dass ich aufgrund meiner Behinderung diskriminiert werde. Aber es war halt schon so, dass
10 dann, sobald man halt irgendwie in die Pubertät gekommen ist, dass die Mitschüler so was
11 gesagt haben wie ‚Ich würde mich auch freuen, wenn ich, wenn ich du wäre und wenn ich die
12 ganze Zeit nur sitzen könnte‘ oder ‚wenn ich nicht am Turnunterricht teilnehmen müsste‘ usw.
13 Also sowas war dann halt schon. Oder dass sich halt auch lustig gemacht wurde. So von wegen.
14 (..) ‚Wie hast du Sex?‘ oder oder solche Sachen. Also dass das halt dann irgendwie dadurch,
15 dass das generell ein Thema war, dann im Kontext von Behinderung ein Thema war. Aber
16 sonst? (..) Ich glaube von den Lehrern und Lehrerinnen wurde das auch nie wirklich
17 thematisiert, dass ich eine Behinderung hatte.

18 **I:** Und wie war es in der Grundschulzeit? Weil du meinst, dass es da anders war.

19 **B:** Das war einfach generell glaube ich komisch, weil wir waren halt eine sehr kleine Klasse
20 und ich war halt die Außenseiterin, wurde halt überall außen vorgelassen. Wir waren vier
21 Mädchen und zwei Burschen in der Klasse. (..) Gut, da weiß ich jetzt natürlich nicht genau, ob
22 das jetzt aufgrund der Behinderung war oder weil das einfach Deppen waren (Lachen). Aber
23 ja, ich glaube, das war halt schon auch schwierig, dass ich anders war.

24 **I:** Haben Sie da irgendwelche Beleidigungen auch geäußert dir gegenüber?

25 **B:** Das weiß ich nicht mehr. Kann ich mich nicht mehr dran erinnern ehrlich gesagt. Wobei
26 doch Krüppel wurde ich auch irgendwann mal schon genannt. Aber nicht in der Schulzeit,
27 sondern irgendwann danach. Keine Ahnung. Ich weiß nicht mehr, von wem und wie, aber ich
28 weiß, dass das schon auch ernste Wörter war.

29 **I:** Okay, aber das war eigentlich dann schon in einer Zeit, wo das Wort nicht mehr gebraucht
30 wurde?

31 **B:** Korrekt.

32 **I:** Verstehe. Nächste Frage. Wie erlebst du den sprachlichen Umgang mit deiner Behinderung
33 in deinem Berufsleben?

34 **B:** Ich glaube also, in meinem Berufsleben wird sehr sensibel mit dem Thema umgegangen.
35 Dadurch, dass ich auch teilweise im Behindertenbereich arbeite und auf meiner anderen

36 Arbeitsstelle, war das eigentlich auch nie ein Thema. Also es wird eigentlich immer sehr, sehr
37 rücksichtsvoll mit dem Thema umgegangen, finde ich. Ja.

38 **I:** Und welche Begrifflichkeiten werden da gewählt? (..) Oder kann man das so gar nicht sagen?

39 **B:** Ich glaube, man kann das jetzt nicht so pauschal sagen, weil. (...) Weil ich von meinen
40 Arbeitskollegen oder meinem Chef nicht als die Rollstuhlfahrerin oder die Frau mit
41 Behinderung angesprochen werde, sondern mit meinem Vornamen oder mit meinem
42 Nachnamen. Also dementsprechend hat das eigentlich nie so wirklich eine große Bedeutung
43 gehabt.

44 **I:** Und wie ist der Umgang, auch der sprachliche Umgang, mit deiner Behinderung in der
45 Freizeit?

46 **B:** Also. (..) In der Freizeit? (..) Naja. (...) Ich glaube, so Freunde und Freundinnen fragen mich
47 dann oft, wie wie sie mit gewissen Themen umgehen sollen oder welche Begriffe sie verwenden
48 sollen. Und sonst ist es eher, also bei Fremden, ist es eher so, dass man dann oft Mitleid kriegt
49 oder Mitleidsbekundungen bekommt oder dass für einen gebetet werden möchte oder solche
50 Dinge halt. Also dass man gefragt wird, warum man im Rollstuhl sitzt. Aber beleidigt wurde
51 ich jetzt noch nie von Fremden.

52 **I:** Und so Äußerungen, die vielleicht nicht als Beleidigung gemeint waren, aber für dich so ein
53 unangenehmes Gefühl hinterlassen haben?

54 **B:** Wie gesagt, so Mitleidsbekundungen, so von wegen „Sie sind arm, weil sie im Rollstuhl
55 sitzen und sie haben ja, sie haben ja kein vollwertiges Leben und Sie können ja nichts machen.“
56 Und solche Dinge. Ja. (..)

57 **I:** Okay, gut, dann kommen wir jetzt zu dem Teil, wo es eben um Fragen zu deinen
58 Einstellungen geht. Die Diskussion um ableistische Sprache ist ja momentan sehr aktuell. Also
59 die Frage, was darf man noch sagen, was darf man nicht mehr sagen? Wie stehst du diesem
60 Diskurs gegenüber und wie erlebst du ihn und welche Begriffe sollen deiner Meinung nach
61 nicht verwendet werden und welche Begriffe bevorzugst du? (...)

62 **B:** Wie ich dem gegenüberstehe? Ich glaube halt, dass es extrem wichtig ist, (..) dass wir halt
63 von einem Ort, vom medizinischen Konzept von Behinderung wegkommen zu dem sozialen

64 Konzept von Behinderung, wo eben wirklich Menschen mit Behinderungen eben als Teil der
65 Gesellschaft wahrgenommen werden und nicht als Aussätzige. Und dass das halt, glaube ich
66 noch nicht in viele Köpfen durchgedrungen ist. Weder im Gesundheitssystem, also in
67 Krankenhäusern oder bei Ärzten, weil gerade die konzentrieren sich halt oft nur auf das
68 Krankheitsbild und nicht darauf, was eine Person wirklich kann oder welche Fähigkeiten sie
69 hat oder trauen einem halt generell mal weniger zu als jemandem, der keine Behinderung hat.
70 Ähm, also ja, ich finde schon, dass es extrem wichtig ist, da Aufklärungsarbeit zu betreiben,
71 sowohl von Menschen mit Behinderungen an die Gesellschaft und aber auch von anderen
72 Leuten glaube ich. Die, die halt hinter einem stehen. (...) Ja, also ich glaube halt, dass generell
73 jeder für sich selber definieren sollte, wie er sich nennen möchte sozusagen oder wie man sich
74 bezeichnen möchte. Aber ich glaube, Menschen mit Behinderungen oder behinderte Menschen
75 würde ich halt als für mich passend empfinden.

76 **I:** Und welche Begriffe sollen nicht mehr verwendet werden?

77 **B:** Ja, so was wie Handicap oder Menschen mit Beeinträchtigungen. Außer man redet vielleicht
78 wirklich nur über die Krankheit selber. Aber wenn man jetzt über die ganze Person redet, dann
79 würde ich schon eher sagen Mensch mit Behinderung. Natürlich halt diese ganzen
80 Schimpfwörter wie Krüppel oder Invalide auch nicht mehr. Ja, also Menschen mit
81 Behinderungen schließt ja auch Menschen mit Lernschwierigkeiten ein. Also so was wie
82 dumm, Idiot, all diese Dinge sind ja auch extrem negativ behaftet und haben ja auch eine
83 Vorgeschichte. Dementsprechend sollte man sie halt nicht leichtfertig verwenden und auch
84 nicht behindert als etwas, was schlecht ist. So von wegen ‚Hey, du bist behindert‘, ‚bist
85 behindert‘. So was will ich nicht verwenden. Also würde ich mir wünschen, dass die Leute das
86 nicht mehr so verwenden. Oder eigentlich auch sowas wie krank. Ich finde krank wird auch
87 inflationär verwendet für es ist krank im positiven Sinne eigentlich, aber das hat irgendwie
88 nichts damit zu tun. Aber irgendwie finde ich es auch manchmal unpassend.

89 **I:** Ich habe vorher noch was vergessen. Eine Unterfrage. Also nochmal bitte zurückspringen.
90 Fallen dir bestimmte Vorfälle in Bezug auf die geschriebene Sprache ein? Zum Beispiel auf
91 Social Media? Irgendwelche Medienberichte, irgendwelche Plakate, wo das Wording mit
92 Behinderung irgendwie nicht besonders treffend war oder passend oder angenehm für dich?

93 **B:** Es ist eher so, dass glaube ich. (..) Wenn es jetzt um die öffentliche Darstellung geht, auf
94 Plakaten zum Beispiel, dass es dort immer trotzdem oder nicht immer, aber meistens so wirkt,

95 als wären eben Menschen mit Behinderungen arm. Also auf jeden Fall, da schwingt halt dann
96 was mit. Eines der besten Beispiele sind halt, waren halt diese ÖBB-Plakate vor ein paar Jahren,
97 wo auch damit geworben wurde. So, also da wurden halt Leute abgebildet, die zum Beispiel
98 eine Beinprothese hatten oder jemand, der im Rollstuhl sitzt und dann stand dabei sowas
99 ähnliches wie. (...) ‚Du solltest gut aufpassen, wenn du, wenn du die Schienen überquerst‘ oder
100 irgendwie sowas und so quasi wenn man nicht aufpasst, dann wird man behindert und eine
101 Behinderung ist etwas Schlechtes und genau so und das wurde ja dann auch zurückgezogen in
102 dieser Kampagne, weil dann sich auch einige Leute darüber beschwert haben. Aber so, das fällt
103 mir halt auf und einfach auch, dass trotzdem das Wort Handicap und und. (..) Beeinträchtigung.
104 (..) Oft noch immer im Fokus stehen, wenn es um Behinderungen geht oder Menschen mit
105 Behinderungen. Ja und dass man halt oft auch so als Superheld dargestellt wird. Also entweder
106 ist man ganz arm oder man ist ein Superheld (Lachen).

107 **I:** Hast du im Laufe deines Lebens Veränderungen in Bezug auf den sprachlichen, aber (nicht
108 nur) Umgang mit Menschen mit Behinderungen wahrgenommen? Und wie hat sie der
109 allgemeine Diskurs von Menschen mit einer Behinderung deiner Wahrnehmung nach in der
110 Gesellschaft verändert und entwickelt? Und zeigt sich diese Entwicklung auch in der Sprache
111 wieder?

112 **B:** Okay. (...) Es hat sich schon was getan. (...) Eben weil man meiner Empfindung nach schon
113 auch mehr weggeht von dem Wort Handicap oder eben Beeinträchtigung zu dem Wort
114 Behinderung. Und das schon auch dadurch denke ich viele Barrieren jetzt viel präsenter sind,
115 die sich einem offenbaren als Mensch mit Behinderung. Dass sich da schon was getan hat. Aber
116 es ist auf jeden Fall nicht so fortschrittlich, wie es sein sollte. Ähm. (...) Ja, also ich glaube, ich
117 glaube auch, dass das Internet halt mehr dazu beigetragen hat im Vergleich zu meiner Kindheit,
118 wo es noch kein Internet gab oder halt nur vereinzelt, dass viel mehr Betroffene auch eine
119 Stimme bekommen und und sie dann so verbreiten können. Und ähm genau und halt dann für
120 die eigenen Rechte auch eintreten können.

121 **I:** Und wahrscheinlich auch Aufklärungsarbeit leisten können?

122 **B:** Ja, genau.

123 **I:** Ja und zeigt sich das auch sprachlich. Findest du, dass sich da was verändert hat?

124 **B:** Hm. (4) Ich glaube, das ist. (6) Also ich finde, das ist irgendwie schwer, so global zu sagen.
125 Irgendwie. Ob sich da jetzt groß was verändert hat, weil ich da jetzt auch zur Zeit in so einer
126 Bubble lebe, ein bisschen durch die Arbeit. Also von daher, in dem Bereich geht man ja eh
127 relativ sensibel und selbstbestimmt mit dem Thema um. In der Bevölkerung oder in der
128 Gesellschaft ist es immer noch (..) Wie war die Frage Entschuldigung, kannst du die Frage
129 nochmal wiederholen?

130 **I:** Zeigen sich die Veränderungen sprachlich?

131 **B:** Also Ja. (..) Ja. (..) Ja, ich glaube halt. Ich weiß jetzt nicht, wie das zum Beispiel früher war
132 mit (...) diesen ganzen Formularen, also Ausweisen, die man braucht, zum Beispiel Parkausweis
133 oder Behindertenausweis oder so. Ich weiß nicht, ob das früher Invaliditätsausweis hieß, und
134 das jetzt halt Behindertenausweis heißt, ob das jetzt irgendwie, ob das jetzt zum Beispiel eine
135 Entwicklung wäre. Aber es gibt ja zum Beispiel nach wie vor eine Invalidenpension. Also es
136 gibt sehr viele Dinge, die irgendwie auch noch aus dem Zweiten Weltkrieg stammen. Viele
137 Begriffe, gerade in den Behörden. (..) Also in den bürokratischen Bereich, die halt nicht
138 verändert wurden. Aber ich glaube das. (..) Ich glaube dadurch, dass die Gesellschaft generell
139 ein bisschen offener geworden ist, auch durch diese LGBTQ+ Bewegung, dass das auch
140 teilweise für Menschen mit Behinderungen ein Vorteil war, weil wenn man sich dann mit mehr
141 Dingen beschäftigt als jetzt, also ein breiteres Blickfeld hat auf unterschiedliche Themen. (6)

142 **I:** Dann habe ich ein Zitat mitgenommen. Ich gebe dir jetzt mal kurz Zeit es zu lesen. (12)

143 **B:** Ja.

144 **I:** Welche Meinung hast du zu dem Zitat? Und stimmst du zu, dass der Begriff Behinderung
145 neutral zu sehen ist?

146 **B:** Ja, schon. Also Behinderung war ja früher noch vor 20 Jahren sowas ein komplettes No-Go.
147 Als Wort, da war es noch so ,das sagt man nicht, man sagt maximal ,jemand mit besonderen
148 Bedürfnissen‘, oder (...) ,ein Mensch mit Beeinträchtigung‘ oder sowas. Also das wurde ja
149 früher einfach verwendet, weil man Behinderung als diskriminierend wahrgenommen hat. Aber
150 wenn man Behinderung als etwas sieht, was einen eigentlich behindert in der Gesellschaft, ist
151 es finde ich ein neutraler Begriff im Vergleich zu Beeinträchtigung oder jemand mit besonderen
152 Bedürfnissen. Warum habe ich besondere Bedürfnisse? Ich habe eigentlich dieselben
153 Bedürfnisse wie jeder andere Mensch auch. Ja. (9)

154 **I:** Gibt es bestimmte Redewendungen, die du nicht angemessen findest oder nicht magst? In
155 Bezug auf Behinderung?

156 **B:** Hm. (...) Hm. Mir fällt dazu nichts ein.

157 **I:** Zum Beispiel dieses an einen Rollstuhl gefesselt sein. Also so in die Richtung.

158 **B:** Ach so, sowas meinst du. Ja eben, dass ein Rollstuhl gefesselt sein oder einfach nur, wenn
159 man als Person so versachlicht wird, so der Rollstuhl und dass nicht die Person gesehen wird,
160 die im Rollstuhl sitzt, sondern ja oder eben auch so was wie. (...) Ich glaube auch, dass blind
161 sehr inflationär verwendet wird, also ‚blind vor Liebe‘ und solche Sachen. Man verwendet,
162 glaube ich, eigentlich viele Begriffe, die Menschen mit Behinderungen zugeschrieben sind,
163 einfach im Alltagsgebrauch sehr, sehr oft und falsch eigentlich. (..)

164 **I:** Okay. Glaubst du, dass Sprachgebote und -Verbote in Bezug auf Menschen mit
165 Behinderungen sinnvoll wären? (...)

166 **B:** Nein. Also. Ein Verbot? Hm. (5) Ich denke mal. (..) Es geht eher darum, den Menschen zu
167 vermitteln, warum gewisse Dinge nicht sensibel sind oder nicht in Ordnung sind sozusagen für
168 Betroffene. Und nicht darum, dass einfach so pauschal zu verbieten, nur weil ich etwas verbiete,
169 ändert sich das Verständnis nicht. Also ich glaube auch, besonders wenn man etwas nicht
170 versteht und es verboten ist, etwas zu sagen oder tabu ist, etwas zu sagen, dann kommt man
171 noch mehr in Versuchung, es zu tun. Also ich würde jetzt niemanden. Also wie soll ich sagen,
172 ich hätte gerne eher einen fließenden Übergang zu einer Sensibilisierung der Sprache. Mehr als
173 dass ich jetzt sage okay, es muss da jetzt eine Zäsur rein, und diese Begriffe dürfen wir nicht
174 mehr verwenden. Sondern, dass sich die Leute einfach bewusstwerden, welche Begriffe sie
175 verwenden und sie vielleicht auch bewusster verwenden. Genau. Ja.

176 **I:** Braucht es deiner Meinung nach anstelle vom Wort Behinderung eine andere Begrifflichkeit
177 von Behinderung?

178 **B:** Nein, mir würde jetzt nichts Besseres einfallen. (..) Nein, ich glaube, dass ich glaube, das
179 beschreibt es eigentlich ganz gut. Ja, es ist im psychischen Kontext zum Beispiel finde ich es
180 irgendwie schwierig, weil es ist finde ich, immer schwierig mit der Zuordnung. Also eine
181 körperliche Behinderung sozusagen kann man leichter einordnen als eine Person mit
182 Lernschwierigkeiten oder eine psychische Erkrankung. Und ich denke mir sagt man dann also

183 da tu ich mir persönlich schwer zu sagen, ähm. (..) Also weil, weil das ja in meinem Fall für
184 mich selber auch so ein sensibles Thema ist oder ein Problem ist sozusagen, mich mit einer
185 Krankheit zu identifizieren und. (..) Dann halt jemanden, der eine psychische Erkrankung hat
186 wie Alzheimer oder Demenz oder Depressionen, wie auch immer. Diese Person dann zu nennen
187 als jemand mit einer psychischen Erkrankung. Ich weiß nicht ob, aber das ist halt ein Thema,
188 womit ich mich selber noch nicht so gut auseinandergesetzt habe, ob es halt für Betroffene dann
189 völlig okay ist oder nicht, weil es ist ja auch schwierig teilweise. Betroffene mit
190 Lernschwierigkeiten nennen sich eben eher so als Personen mit Lernbehinderung zum Beispiel.
191 Also das ist halt auch sowas, was man halt dann glaube ich eher die Betroffenen fragen sollte,
192 wie sie sich selber definieren, denke ich.

193 **I:** Gibt es noch irgendwas, das wir jetzt nicht besprochen haben, dass du zu dem Thema noch
194 gerne sagen würdest?

195 **B:** Ich finde, es ist ein sehr wichtiges Thema.

196 **I:** Und warum?

197 **B:** Weil da noch sehr viele Gräben gibt, die zu füllen sind und einfach auch, dass ja generell
198 einfach jetzt mal unabhängig vom Sprachgebrauch. (..) es jede Person irgendwann treffen
199 könnte, dass sie dann eben mal irgendwann mal vielleicht einen Rollstuhl benutzt oder auf
200 irgendwelche Barrieren trifft in der Gesellschaft. Ob das jetzt Sprachbarrieren sind oder eben
201 körperliche Barrieren. (..) Dass das halt irgendwie mehr, ja mehr Bewusstsein findet in der
202 Gesellschaft, das fände ich schön. Ich glaube halt auch, dass viele Menschen, die eine
203 Sprachbehinderung haben, oft gleich zum Beispiel dumm vielleicht oder als jemand mit einer
204 minderen Intelligenz wahrgenommen werden, obwohl das gar nicht stimmt. Also ich glaube
205 halt, dass einfach der Umgang mit Menschen mit Behinderungen einfach besser werden muss
206 und dass man eben solche Sachen wie Sonderschulen usw. soweit es geht halt abschaffen sollte.

207 **I:** Vielen Dank!

Zustimmungserklärung / Datenschutzmitteilung

Herzlichen Dank, dass Sie sich bereit erklärt haben, für ein Interview im Zusammenhang mit einer Masterarbeit an der Universität Wien zur Verfügung zu stehen.

Gemäß Art 89 Abs 1 der Datenschutzgrundverordnung (DSGVO) iVm § 7 Abs 2 Z 2 des Datenschutzgesetzes (DSG) sowie § 2d ff des Forschungsorganisationsgesetzes (FOG) muss für ein derartiges Interview Ihre Einwilligung eingeholt werden, auch wenn die Aussagen anonymisiert / pseudonymisiert bzw. ohne Nennung Ihres Namens in der Masterarbeit verwendet (zitiert) werden.

Im Rahmen des Interviews werden Tonaufnahmen erstellt. Die Inhalte des Interviews werden transkribiert. Masterarbeiten müssen gemäß § 86 Universitätsgesetz veröffentlicht werden (durch Aufstellen in der National- und Universitätsbibliothek) und sind in der Regel auch online zugänglich.

Die erhobenen Daten können vom Betreuer der Masterarbeit für Zwecke der Leistungsbeurteilung eingesetzt werden, und sie dürfen gemäß § 2d Abs 5 FOG iVm Art 89 Abs 1 DSGVO grundsätzlich unbeschränkt gespeichert werden.

Sie haben das Recht, Ihre Einwilligung zur Verwendung dieses Interviews jederzeit gegenüber der verantwortlichen Person (s. unten) zu widerrufen, mit der Folge, dass die Verarbeitung der erhobenen Daten, nach Maßgabe Ihrer Widerrufserklärung, durch die verantwortliche Person in Zukunft unzulässig wird. Alle Aussagen, die bis zum Zeitpunkt des Widerrufs in der wissenschaftlichen Arbeit verwendet wurden, sind allerdings rechtskonform und müssen nicht aus der Arbeit entfernt werden.

Weiters besteht das Recht auf Auskunft über die erhobenen Daten durch die für diese Studie verantwortliche Person sowie das Recht auf Berichtigung, Löschung, Einschränkung der Verarbeitung der Daten sowie des Rechts auf Datenübertragbarkeit. Schließlich steht Ihnen ein Beschwerderecht bei der Aufsichtsbehörde, in Österreich ist dies die österreichische Datenschutzbehörde, zu (bspw. über dsb@dsb.gv.at).

Wenn Sie Fragen zu dieser Erhebung haben, wenden Sie sich bitte an die verantwortliche Person dieser Untersuchung: Johanna Ringhofer (01620163@univie.ac.at), Studentin an der Universität Wien. Für grundsätzliche juristische Fragen im Zusammenhang mit der DSGVO/DSG/FOG und studentischer Forschung wenden Sie sich bitte an die/den Datenschutzbeauftragte/n der Universität Wien (<https://dsba.univie.ac.at/>).

Hiermit bestätige ich, dass ich über das Forschungsvorhaben ausreichend informiert wurde, und willige ein, dass die im Rahmen eines Interviews für eine Masterarbeit erhobenen Daten in Form von Originalaufnahmen des Interviews und dessen Transkript durch die verantwortliche Person für wissenschaftlichen Zwecke verwendet und verarbeitet werden dürfen. Sollte ich besondere Kategorien von personenbezogenen Daten angeben bzw. angegeben haben, sind diese von der vorliegenden Einwilligungserklärung umfasst.

Name:

Ort & Datum:

Unterschrift:

10.4 Abstract

Die vorliegende Masterarbeit problematisiert die Wirkmacht des Sprachgebrauchs im Zusammenhang mit der Diskriminierung von Menschen mit Behinderungen. Den Untersuchungsgegenstand bilden dabei ausgewählte Aspekte des Diskurses um ableistische Sprache aus der *e-mischen* Perspektive, d. h. der subjektiven Sicht von Menschen mit körperlichen Behinderungen.

Die theoretische Verortung der Arbeit erfolgt in der kritischen Soziolinguistik und insbesondere im Paradigma der *Spracherlebens*-Forschung nach Brigitta Busch. Der Untersuchung liegen folgende Forschungsfragen zugrunde: 1) Wie beurteilen die Gewährspersonen den Diskurs um ableistische Sprache? 2) Welche Bedeutung haben für sie Initiativen/Maßnahmen für einen nicht ableistischen Sprachgebrauch? 3) Wie „erleben“ (im Sinne des *Spracherlebens*) die Gewährspersonen ableistische Sprache (bzw. deren Gebrauch)? 4) Gibt es einschlägige Spracherlebens-Momente, die mit biografischen Schlüsselerlebnissen korrelieren?

Methodisch wurde der Arbeit ein qualitatives Design zugrunde gelegt und dementsprechend keine statistische Repräsentativität der Ergebnisse angestrebt. Folgende Methoden fanden Anwendung: a) eine hermeneutische Auswertung von Fachliteratur; b) eine inhaltlich strukturierende qualitative Inhaltsanalyse (nach Kuckartz / Rädiker) von semistrukturierten („episodischen“) Interviews (nach Misoch) mit vier Gewährspersonen. Die Auswertung der Interviews erfolgte als Text, nicht als Interaktion.

Die Ergebnisse zeigen, dass das *Spracherleben* der körperlich behinderten Gewährspersonen sehr heterogen ist. Die mit ableistischem Sprachgebrauch in Verbindung stehenden Emotionen reichen von Wut, Trauer und Schmerz bis hin zu Gleichgültigkeit und Amusement. Sprachliche Sensibilisierung respektive die Thematisierung ableistischer Sprache im Kontext von Behinderung wird von allen Interviewpartner:innen als relevant eingeschätzt, „Sprachverbote“ werden jedoch abgelehnt. Bevorzugte Bezeichnungen für die eigene Person sind ‚Mensch mit Behinderung‘ oder ‚behinderter Mensch‘ und die Befragten sehen diesbezüglich keine Notwendigkeit für neue Begrifflichkeiten. Alle vier Gewährspersonen erzählten von sehr negativ besetzten Erlebnissen im Zusammenhang mit ableistischer Sprache, zugleich wurde diesen Vorfällen aber keine prägende Bedeutung beigemessen. Der Diskurs um ableistische Sprache ist für die Befragten zwar relevant, doch für bedeutender erachten sie über den Sprachgebrauch hinausgehende gesamtgesellschaftliche Veränderungen im Sinne der Ermöglichung von Teilhabe durch die Schaffung von Barrierefreiheit.